



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Friedensklänge vom Teutoburger Walde

Meyer, Bernhard

Detmold, 1884

II. Der menschliche Geist.

urn:nbn:de:hbz:466:1-12480

II.

Der menschliche Geist.



II
Der menschliche Geist



Bei der Bearbeitung des Vortrages über die Urgeschichte unseres Landes, welche ja eine nur in den engeren Rahmen eines Bildes eingefasste Schöpfungsgeschichte der Erde selbst nach den jetzt darüber geltenden Ansichten ist, mußten sich mir die auch wohl bei Anderen entstandenen Fragen als unabweisliche aufdrängen: Wie aber nun, wenn nach allen diesen Wandlungen, die durch Feuer und Wasser im Laufe der Zeit sowohl mit der Erdoberfläche selbst als mit den Pflanzen und Thieren auf derselben nach den uns urkundlich vorliegenden Beweisen vor sich gingen, nun eine neue derartige Erdumwälzung von den im Erdinnern noch immer kämpfenden, durch Erdbeben und Lavaergüsse von Zeit zu Zeit sich kund gebenden Gewalten, wenn auch vielleicht in noch so ferner Zukunft herbeigeführt würde? — Wie nun weiter, wenn dann mit einem Mal oder jedenfalls nach und nach nicht allein die jetzt im Meere wie auf dem Lande befindliche Pflanzen- und Thierwelt sondern auch das Menschengeschlecht nach seiner jetzigen Organisation erlöschen und, in neuen Niederschlägen des Meeres begraben, den früheren sieben Hauptformationen desselben als achte hinzugefügt würde? — Im Fall aber, wie zu vermuthen, die Erde in ihrer neuen

Gestalt auch mit einer neuen und, wie sich ebenfalls nach der aufsteigenden Reihenfolge der jetzt vorhandenen Schöpfungen annehmen ließe, vollkommeneren Pflanzen- und Thierwelt und mit einem vollkommener organisirten Geschlechte denkender, sittlich freier Wesen belebt würde, wie stände es dann mit dem jetzigen Menschengeschlechte? Wird dieses, wenn auch von seinem früheren Vorhandensein im obersten Gestein der Erde sich Ueberreste finden, von seinen höher begabten Nachfolgern vielleicht der früheren und der jetzigen Thierwelt beigezählt werden? Oder werden unsere Nachfolger uns als ebenbürtiges, wenn auch noch auf einer niedrigeren Stufe mit Vernunft begabter Wesen stehendes Brudergeschlecht anerkennen? — Und vor Allem, wie wird es, wenn wir auch mit der Schöpfung des Menschen die Umwandlungen der Erde als geschlossen ansehen wollen, nach dem Tode des einzelnen Menschen und nach dem einstmal sicher eintretenden Ende der Erde und des Menschengeschlechtes mit dem menschlichen Geiste? Ist dieser auch nur ein Ausfluß, vielleicht die Quintessenz der irdischen Stoffe, woraus unser Leib besteht und müßte also mit diesem ebenfalls in die Urstoffe, woraus die Erde gebildet ist, zerfallen? Oder ist der Geist etwas für sich Bestehendes, Unzerstörbares, vor dem Körper als irdischem Gefäße bereits Dagewesenes und also nach Abstreifung dieser Hülle auch wiederum ein für sich Bestehendes, sogar von den Schranken, den Bedürfnissen und den Gebrechen des Leibes Befreites?

Ist die letztere Frage bei näherer, von uns anzustellender Untersuchung zu bejahen, dann können freilich etwaige weitere Wandlungen der jetzigen Schöpfung und auch das Ende der Erde die Menschen als deren nur vorübergehende Bewohner und dem Geiste nach einer höheren Heimath angehörig, nicht berühren, aber auch der

für jeden Sterblichen sicher eintretende Tod den einzelnen Menscheng Geist nicht vernichten.

Wir knüpfen damit unseren Faden wieder da an, wo er am Schlusse des Aufsazes über die Urgeschichte unseres Landes vorläufig abgerissen wurde, und fragen also: Was ist der Geist? Ist er etwa, wie oben erwähnt, der feinste Extract der irdischen Bestandtheile? Nun, unsere neuere Chemie weiß die verschiedenen Zusammensetzungen der Urstoffe in diese wiederum zu zerlegen und jeden für sich darzustellen. Sie thut nicht allein dies, sondern sie bestimmt auch, was bei weitem schwieriger ist, das quantitative Verhältniß der einzelnen Bestandtheile, wengleich ein ferneres, für die Verschiedenheit der Zusammensetzungen ebenso wichtiges Verhältniß, die Gruppierung der einzelnen Bestandtheile, freilich auch für die Chemiker bis jetzt noch ein Geheimniß ist. Aber die letzteren mögen auflösen und wieder zusammensetzen, sie bringen wohl Säuren, wohl Aether und Spiritus, jedoch keinen Geist hervor. Die Erde oder vielmehr die inneren Erdkräfte, namentlich das Feuer, welches z. B. denselben Stoff, der uns als Bleifeder dient, mit höheren Hitzegraden und unter anderen uns theilweise noch unbekanntem Einwirkungen der Erdkräfte zum Diamant krystallisirte, vermochten doch noch etwas Anderes wie unsere geschicktesten Chemiker und Hütten-directoren. Aber den Geist konnte das Feuer nicht herstellen. Ebenowenig das demselben feindliche Element, das Wasser. Beide trugen, wie wir früher gesehen haben, allerdings die Stoffe herbei, um unsere Erdrinde mit ihren verschiedenen Gesteinen und Erzgängen zu bilden. Aber die kleinste Pflanze, das unbedeutendste Seegeschöpf, Muscheln von einer Kleinheit, daß wir Tausende von ihnen bei einem Kreidestriche verwenden, wußte selbstredend nicht das Feuer, aber auch das Wasser für sich nicht hervorzubringen, wengleich nach Seite der Natur das Wasser

die älteste Wiege der Schöpfung gewesen und selbst für die Landgeschöpfe während der ersten Zeit ihres Daseins auch immer geblieben ist.

Aber, wird wohl entgegnet, es kann dennoch möglich sein, daß die Erde in ihrer Jugend zu derartigen organischen Erzeugnissen wohl die Schöpfungskraft besaß, wenn man allerdings auch zugeben muß, daß jetzt, wo die Erde gealtert, keine Pflanze, selbst nicht das geringste einen nackten Fels nach und nach bekleidende Moos, der kleinste an unseren Trauben oder Kartoffeln als Krankheitsstoff erscheinende Pilz ohne bereits vorhandenes und dorthin getragenes Samenkorn, und ebensowenig das kleinste Insect oder Infusionsthierchen ohne ein vielleicht in Luft und Wasser für uns ganz unsichtbar schwebendes Eichen entstehen kann. Wie geht es dann aber zu, fragen wir dagegen, daß gerade mit dem zunehmenden Alter der Erde, wie wir gesehen haben, vollkommeneren Pflanzen und Thiere entstanden und zuletzt sogar erst in ihrem hohen Alter, als die Erde endlich nach vielen Umwälzungen zum Wohnplatz für das vollkommenste Geschöpf eingerichtet war, die Krone der ganzen Schöpfung — der Mensch als Bewohner der Erde auftrat? Woher stammt denn dessen Geist? Hat diesen vernünftig denkenden, nicht den Naturgesetzen unterworfenen, sondern dem eigenen Gesetze nach freiem Entschluß folgenden Geist entweder unmittelbar oder, wenn wir der neuerdings sehr verbreiteten Ansicht folgen wollen, daß die nach einander entstandenen verschiedenen Arten von Geschöpfen auch aus einander im Laufe einer unermesslichen Zeit zugleich mit den Umwandlungen des Erdkörpers selbst sich entwickelt hätten, wenigstens mittelbar die Erde und die sie umgebende Luft, das Feuer oder das Wasser hervorgebracht? Das kann, wie dies von selbst einleuchtet, nicht sein. Aber, wenden jene wieder ein, es giebt noch andere Naturstoffe

und Naturkräfte. Es sind noch da die anziehenden Kräfte der Schwere und der chemischen Verwandtschaft, sowie ferner die bis jetzt noch wenig ergründeten, zugleich anziehenden und abstoßenden Naturkräfte der Electricität, des Magnetismus und des damit verwandten Galvanismus. Die Macht der ersteren sehen wir insbesondere an den zerstörenden Wirkungen des Gewitters, den Einfluß der zweiten Kraft bei der Magnetnadel. Der Magnetismus der Erde selbst bringt aber auch wahrscheinlich das wunderbare Nordlicht als den Verlauf eines magnetischen Gewitters hervor, und endlich nimmt man jetzt auch an, daß dieselbe allerdings geheimnißvolle Kraft bei Erzeugung der schönen Krystalle, die wir im edeln Gestein bewundern und welche die Chemie der Natur nicht vollständig nachbilden kann, thätig gewesen ist, indem nämlich die Krystalle, wenn ihr Bildungsproceß einmal eingeleitet war, mittelst chemisch-elektrischer, d. h. magnetischer Thätigkeit sich ihren Stoff aus den fernsten Gegenden ganz allmählich herangezogen haben. Aber, wie weit ist die Bildung des allerdings schönen und regelmäßigen Krystalls noch von der organischen Bildung der Pflanze, des Thieres oder gar des Menschen entfernt.

Hier ist also ein anderes, alle diese materiellen Stoffe und Kräfte an Feinheit und selbstständiger Bewegungsfähigkeit noch übertreffendes, ihnen daher auch nicht etwa unterworfen, sondern umgekehrt sie beherrschendes Element aufgetreten, welches jene Stoffe und Kräfte sich aneignet und nach den im Urkeime in ihm enthaltenen Vorbildern zu organischen Einzelnwesen umbildet, in den verschiedenen Formen der Pflanzen- und Thierwelt aber bis zum Menschen auch qualitativ sich steigert. Mit diesem beginnt eine Stufe von lebenden Wesen, die überwiegend mit geistigen Kräften und zum Unterschiede vom Thier namentlich mit Selbstbewußt-

sein, mit Vernunft und Freiheit des Willens ausgestattet sind und die vermöge dieses geistigen Uebergewichtes sich nicht allein die ganze übrige Schöpfung immer mehr unterthan machen, sondern auch eben als vorzugsweise geistig angelegte und darum neben der leiblichen der geistigen Nahrung bedürftige und geistig wachsende, dieses geistigen Selbsts aber sich bewußte Einzelwesen auch eine Fortdauer als solche haben müssen.

Ein materieller Stoff ist also der Geist und vor allem der menschliche Geist nicht. Auch der sogenannte Aether, der als der feinste materielle Stoff nach der allgemeinen Annahme das Weltall erfüllt und jeden anderen materiellen Stoff durchdringt, dessen Bewegungen uns Licht und Wärme, Electricität, Magnetismus und Galvanismus, sowie unsere sinnlichen Wahrnehmungen vermitteln, kann dem Geiste freilich zunächst als Kleid, als Leib dienen oder kann etwa als seine eigentliche Wohnung betrachtet werden, in der er, vom irdischen Leibe befreiet, nach seinem Willen überall ohne Rücksicht auf Entfernung gegenwärtig ist, kann aber nicht dasselbe mit ihm sein.

Was ist nun aber der menschliche Geist, der auch mit dem kürzeren Ausdrucke: der Geist, in den folgenden Erörterungen gemeint ist? — Das werden wir am besten sehen, wenn wir zunächst uns die Fragen beantworten: Wie äußert sich der Geist, welches sind seine Wirkungen? Welches sind ferner seine Werkzeuge und Kräfte, vermittelst deren er sich äußert und wirkt? Und wo ist sein Wohnsitz, seine Werkstätte? Dann nach Beantwortung dieser Fragen wird uns von selbst klar werden, was der Geist und wo seine Heimath, sein Reich ist.

Wie äußert sich also zunächst der Geist? Wir haben gesehen, nicht in den Kräften der Natur, selbst nicht in den gewaltfamen Kämpfen, die Feuer und Wasser als feindliche,

die Electricität und Magnetismus als verwandte Naturkräfte mit einander beziehungsweise vereint führen. Aber — wenn dir ein treuer Freund die Hand drückt, vielleicht beim Abschiede auf kurze Zeit, vielleicht beim Abschiede für diese Erdenzeit; wenn ein Blick, ein Wort Bande der Liebe und Freundschaft knüpfen, die über das Grab hinaus dauern; wenn sich zwei Menschen für flüchtige Minuten wie zufällig zusammenfinden, die einige Worte des Geistes oder Herzens austauschen, ohne sich vorher gekannt zu haben, ohne auch beim Abschiede nach dem Namen zu fragen, auf den es ja bei einer Berührung der Geister nicht ankommt, sich aber die Hand reichen und sagen: „Wir sehen uns wieder!“ — ja wohl, fügen wir unsererseits hinzu, wenn nicht diesseits, doch jenseits der Erdenranken — dann hast du des Geistes Wehen gefühlt und nimmst solche Augenblicke mit hinüber in dein hiesiges und dein künftiges Geistesleben.

Wir wollen zu einer anderen, wenn du willst heitereren Seite des geistigen Lebens übergehen, obgleich dieses überall nur ein und dasselbe ist und in ihm Freude und Wehmuth — wie in der Freudenthräne des irdischen Auges zusammentreffen. Der Wein ist gewiß unter den irdischen Genüssen eine Gabe der Götter. Es soll nun nach der materiellen, die Dinge nur immer nach der irdischen Außenseite betrachtenden Ansicht der im Wein vorhandene Geist oder Alkohol das Belebende, in Maß genossen Stärkende, Anregende für die Nerventhätigkeit des Menschen sein. Aber ist es Das allein? Warum schmeckt der Wein köstlicher und bekommt auch besser, wenn wir in Gesellschaft, wenigstens mit einem guten Freunde ihn trinken, und warum kommt es dennoch wieder auf die Zahl der Gesellschafter als einen mehr oder weniger äußeren Umstand für die belebenden Wirkungen dieses Genusses nicht an? Warum gehört dazu umgekehrt manchmal sogar eine kleinere

Anzahl von Freunden? Darum, weil der Geist dabei thätig sein, weil der Geist im Wein eigentlich nur die Schwingen deines Geistes lösen, nur die Thür deines Herzens für den Freund öffnen und auch auf diesen wiederum in gleicher Weise einwirken soll.

Wir fühlen also das leise, unseren ganzen inneren Menschen durchströmende, belebende Wehen des Geistes; wir sehen in Freundeskreisen seine kleinen Funken gleich den electrischen hin- und hersprühen. Aber es giebt auch brausende Stürme des Geistes; der Geist schleudert auch seine zuckenden Blitze. Es giebt sogar kürzere Zeiträume, wo der Geist aus seiner irdischen Bekleidung, diese vergeistigend, mehr oder weniger austritt und nur als sein eigenes Wesen erscheint. Ein solches Brausen des Geistes hört das geistige Ohr ganz unabhängig von dem etwa für die Sinne vorhandenen oder nicht vorhandenen Geräusch in Versammlungen, die von einem Gedanken, einer Willensrichtung geistig ergriffen sind. Solche Blitze schleudert das Wort eines Königs, eines Heerführers in ein ganzes Volk, in eine ganze Armee und verbindet dort wie hier die einzelnen Menschen zu ebensoviel Gliedern eines Gesamtwillens? Solch ein Wort war es, welches bei der Wiedererhebung Preußens, Deutschlands im Jahre 1813 König Friedrich Wilhelm III. an sein Volk richtete, und von dem Geiste seines Königs angehaucht, stand das Volk auf wie ein Mann. Und noch einmal sollte in unseren Tagen ein solches Königswort erschallen und nun in seiner vollen Bedeutung zur That werden.

Derartige geistige Gewitter standen in der jüngsten Vergangenheit mannigfach über den Ländern der alten und neuen Welt, und noch immer erheben sich neue drohende Wolken am politischen und am kirchlichen Horizonte. Im fernen Westen, dort in den Freistaaten von Nordamerika, hat man nach blutigem Bürgerkriege endlich begonnen, ein

altes, mit Fluch beladenes Unrecht zu sühnen, in dem schwarzen Menschen nämlich, wenn auch dessen Voreltern nicht auf den Hochebenen Asiens, sondern vielleicht an den schönen Quellsen des Nils ihr Paradies hatten, den seinem Geiste nach von einem Vater abstammenden Bruder anzuerkennen, ihn aber, bei dem so vieles in neuerer Zeit darauf hindeutet, daß auch dieser Menschenstamm in die Menschheitsgeschichte nach Gottes Rathschluß eintreten soll, nicht mehr zum Slaven des weißen Menschen herabzuwürdigen. Nicht minder sehen wir die Bewegungen des Geistes im fernsten Osten, wo die gleichsam versteinerte vieltausendjährige Bildung zweier Völker wieder in Fluß gebracht werden soll. Staaten, die, wie Oesterreich und das andere, noch immer weiter nach Osten vordringende mächtige Reich, beim Erwerbe ihrer verschiedenartigen äußeren Bestandtheile mehr oder minder bewußt von einer geistigen Idee, von einem geschichtlichen Berufe geleitet wurden, werden diesen Beruf erfüllen, wenn es ihnen gelingt, die äußere Verbindung auch innerlich, geistig zu befestigen. Im deutschen Vaterlande aber klopfte es, den Geist des im „rothen todtliegenden“ Gestein des Kyffhäusers nach der Volkssage schlafenden Kaisers aus dem edlen Hause der Hohenstaufen erweckend, schon seit Jahren stark und immer stärker an die Wände seines Felsengrabes. Es ließ ihn dort nicht mehr ruhen auf dem Palmenlager der Urwelt, worauf er — der Kämpfer im heiligen Lande, gebettet war. „Das ist eine lange Nacht gewesen,“ sprach er beim Erwachen. „Aber der Tag bricht an. Da ist ja mein Deutschland, siegreich eben aus einem blutigen Kampfe mit dem übermüthigen Nachbar hervorgegangen. Und da ist ja auch mein alter Gegner auf Petri Stuhl.“ — Wie sieht es aber in Italien selbst, dem Lande jenseits der Alpen, wohin der Blick der Hohenstaufen so gern gerichtet war und wo dennoch ihr letzter Sproß auf dem

Blutgerüste endete — wie sieht es dort in der alten Weltstadt, die wie einst durch ihre Legionen, so später durch ihre Bannstrahlen die Welt beherrschen wollte, um die Zukunft und namentlich um diese Macht aus? Auch dort wie in unserm Vaterlande mußte die politische Neugestaltung ihren Abschluß erhalten, muß aber auch auf kirchlichem Gebiete noch eine Wiedergeburt des Geistes vor sich gehen. — Und, wie es in Zeiten großer geistiger Entwicklungen stets der Fall war, so steigen auch in unserer Zeit zum Kampfe mit den aufbauenden Kräften des Geistes zerstörende Gewalten aus den Tiefen menschlicher Selbstsucht und Leidenschaft auf, um jenen guten Geistern den Sieg zu erschweren, aber diesen auch desto entscheidender und dauernder zu machen. — —

Also in Staat und Kirche, wie in den socialen Verhältnissen geistige Gewitterluft und drohende Gefahren für alle Grundlagen menschlicher Gesellschaft. Die Erdumwälzungen der früheren gewaltigen Art haben, wie es scheint, seit der Mensch auf der Erde seinen Wohnsitz aufschlug, geendet, und nur wie mahnende Zeichen erscheinen von Zeit zu Zeit noch Erderschütterungen von mehr oder weniger zerstörender Wirkung. Aber im Reiche des Geistes dauern sie fort, diese zu neuen Schöpfungen führenden Kämpfe sich widerstrebender Kräfte.

Unter solchen drohenden Anzeichen am geistigen Himmel versenkt sich aber mit Recht der Geist in sich selbst. Er schöpft an der allgemeinen Lebensquelle der geistigen Welt das Gottvertrauen für die bevorstehenden Kämpfe, vereint mit andern, allein für sich. Den irdischen Leib als das Vergängliche gleichsam hinter sich lassend und zum eigentlichen geistigen Leben erwachend, schwingt er sich in der zur Andacht versammelten Gemeinde in sein — des Geistes Reich empor, oder er sammelt, im stillen Gebet mit seinem Schöpfer allein, jene Kraft, deren er sich be-

dürftig weiß. Solche Augenblicke einer Erhebung des Herzens zu Gott, mehr aber noch die Augenblicke einer zu Wort und That übergehenden, schon die Herrlichkeiten des Himmels schauenden religiösen Begeisterung sind es, wo der Geist aus seiner irdischen Hülle mehr oder weniger heraustritt und diese selbst geistig verklärt. —

Das sind jedoch alles nur einzelne Aeußerungen des menschlichen Geistes, wie ich sie bisher, vom Kleinen zum Großen und Erhabenen fortschreitend, hervorgehoben habe. Du begegnest ihnen überall auf der Erde, wo der Mensch seinen Wohnsitz aufgeschlagen und die Denkmäler seines Geistes aufgerichtet hat, in den gewöhnlichen Einrichtungen des Hauses wie in dem Anbau des Feldes, in den verschiedenen Erzeugnissen des Gewerbleißes wie in den großartigen, immer von neuen Triumphen menschlichen Scharfsinnes begleiteten Verkehrsanstalten zu Wasser und Lande. Du schauest diese Aeußerungen des menschlichen Geistes überall in den Werken der Kunst und Wissenschaft bei den Kulturvölkern des Alterthums und der Neuzeit, sei es in den Trümmern der Königspaläste Babylons oder in den Königsgräbern Persiens, in den ägyptischen Pyramiden und Obelisken oder in den römischen Triumphbogen und Amphitheatern, sei es in den Göttertempeln des alten Griechenlands oder in den christlichen Domen des Mittelalters, in den Kunstsammlungen und Bibliotheken der europäischen Hauptstädte oder in dem Vordringen der Kultur in amerikanische Urwälder. Der menschliche Geist hat, wie ihm vom Schöpfer als eine seiner Aufgaben gestellt wurde, die Natur in ihren verborgensten Kräften allmählich sich „unterthan“ gemacht und schreitet noch täglich mit Riesenschritten hierin fort. Während daher selbst die für den unmittelbaren Dienst des Menschen bestimmten und darum mit den dazu nöthigen geistigen Anlagen versehenen Thiere als treue Diener auf Erden ihren Zweck erfüllen,

weisen des Menschen Geisteswerke wie noch mehr seine noch einer unendlich weiteren Entwicklung fähigen Geisteswerkzeuge auf seine höhere Heimath und seine stufenweise in einem ferneren Leben nach der irdischen Pilgerfahrt fortschreitende Bervollkommnung mit Nothwendigkeit hin.

Wir wollen nun beide, Geisteswerkzeuge und Geisteswerke, in ihrer Zusammengehörigkeit übersichtlich hier darzustellen suchen, da sich auf diesem Wege das Wesen und die ganze Herrlichkeit des von Gott selbst, ja seinem Geiste entlehnten und noch fortwährend von seinem Geiste genährten menschlichen Geistes ergeben wird.

Die Werkzeuge oder Kräfte, die der Geist zu seiner Wirksamkeit in ähnlicher Weise gebraucht, wie der Leib seine Sinneswerkzeuge und Körperkräfte, die aber im Grunde nur die verschiedenen Seiten bezeichnen, nach welchen sich der, eine einzige untheilbare Kraft bildende Geist äußert, sind nun die Denkkraft, das Gefühlsvermögen und die Willenskraft, außerdem für diese drei Kräfte: Denken, Fühlen und Wollen als ein gemeinschaftliches Archiv das Erinnerungsvermögen oder Gedächtniß.

Die Denkkraft enthält in sich wiederum einerseits das Begriffsvermögen, gewöhnlich als Verstand oder Vernunft bezeichnet, und andererseits das Anschauungsvermögen, die Phantasie oder Einbildungskraft. Beide Vermögen denken aber, das erstere in Begriffen und in den diese ausdrückenden Worten, das letztere in Anschauungen und in den diesen entsprechenden Bildern.

Der Verstand, von dem hier zunächst gehandelt werden soll, hat dem „Menschen“, wovon das Wurzelwort „man“, d. i. ein denkendes Wesen, noch in unserm Worte meinen und in dem lateinischen mens (Verstand) enthalten ist, den Namen gegeben und deutet zunächst auf seinen höheren Ursprung der Thierwelt gegenüber hin.

Was bei diesen „unvernünftigen“ Geschöpfen als Verstand erscheint, ist selbst bei den im Umgange mit den Menschen gelehrigsten Thieren, dem Pferde, dem Hunde, dem Elephanten und dem nachahmungsfüchtigsten Thiere, dem Affen, in der That es nicht, sondern nur einerseits der an die Stelle der Phantasie im menschlichen Geiste als sogenannter Instinct hier tretende natürliche Trieb, andererseits und vorzugsweise bei den für die nächste Umgebung des Menschen und zu seiner Hülfe bestimmten Thieren Gedächtniß. Dieses ist oft außerordentlich treu und durch scharfe Sinneswerkzeuge, namentlich den Geruch, äußerlich unterstützt. Dennoch würde auch das hiermit begabteste und dabei gelehrigste Thier in neuen, ihm unter Anleitung des Menschen und des ihm von diesem geliehenen Verstandes noch nicht vorgekommenen Fällen, wenn ihm der Lehrmeister nicht zu Hülfe käme, sogleich seine eigene Unvernunft erweisen. Der Hund, das treueste und, wie man sich ausdrückt, „klügste“ Thier, obwohl selbst ohne Verstand, beobachtet daher fortwährend das Auge des Menschen, worin sich hauptsächlich dessen Verstand ausdrückt, er erkennt darin seinen Herrn, dessen Winken er folgt, vor dessen ruhig auf ihn gerichtetem Blicke aber auch das wildeste und grausamste Thier, der Tiger, sein Auge niederschlägt.

Auch die Kunsttriebe und Wanderungen mancher Thierarten beruhen nur auf Naturtrieb und sind, wie es bei Betrachtung ihrer kunstvollen Arbeiten und der Planmäßigkeit ihrer Reisen auf den ersten Blick den Anschein hat, keineswegs Zeichen einer vollkommeneren Begabung im Vergleich zu jenen oben erwähnten, in der That viel höher organisirten Thierarten.

Wie nun der Keim des Samenkorns, im Mutter Schooße der Erde erweckt und eine Zeitlang genährt, diesen durchbricht, um sich dem Lichte zu erschließen und in Sonne und Luft seinen Pflanzenleib mit Hülfe des mütterlichen

Bodens, von dem sich die Pflanze nicht trennt, aufzubauen, so erblickt ebenfalls als ein „Keimendes“ das Kind bei seiner Trennung von der Mutter, wenn auch eine Zeitlang auf ihre Hülfe noch angewiesen, das Licht der Welt — den Sonnenstrahl, und mit diesem ersten Lichtstrahl, der sein leibliches Auge trifft, wird auch das Licht seines Geistes, der Verstand, angezündet, der sich nun von Stufe zu Stufe, anfangs geleitet, dann selbstständig, an der ihn umgebenden Natur und Menschenwelt, wie an der Betrachtung des geistigen Wesens im Menschen und in der Menschheit selbst zu seiner vollen Klarheit und Schärfe entwickeln soll.

Das Kind nimmt durch die Oeffnungen des Geistes nach der Außenwelt, Auge und Ohr, in ähnlicher Weise die Geistesnahrung zu sich, wie vermittelt des Mundes die Leibliche. Dem Auge des Kindes stellen sich in Licht- und Schattentwechsel sowie in den Farben des Lichtes Bilder aus seinem Gesichtskreise dar, die es seiner Gestalt und Stofflichkeit nach allmählich als selbstständige Gegenstände in der übrigen Umgebung erkennen, das Ohr vernimmt Laute, die es nach und nach in ihrer Bedeutung unterscheiden lernt. Den ersten Begriff, den des Raumes, erhält das Kind aber vermittelt des zum Greifen bestimmten Werkzeuges, der Hand, womit es erst nach vorgängiger Uebung Entfernungen unterscheiden lernt, während es Anfangs nach nahen und weit entfernten Gegenständen mit gleicher Begierde greift. Später kommt die Hand des Kindes dem Auge auch hinsichtlich der Gestalt und des Stoffes eines Gegenstandes zu Hülfe, weshalb Kinder vermöge dieses natürlichen Triebes Alles gern mit der Hand berühren, weil die Anschauung ihnen noch nicht genügt. Den Begriff der Zeit erlernt das Kind durch die Stunden des Aufstehens und des Schlafengehens, noch mehr aber durch die Essenszeiten. In Spielen vergißt das

Kind aber auch wohl namentlich die Mittagsstunde, weil dem „glücklichen“ Kinde „keine Stunde schlägt.“ Von der eigentlichen Bestimmung der Zeit für den Menschen und von deren Werth bekommt das Kind aber erst mit der Schule einen Begriff. Raum und Zeit in ihrem Verhältnisse zu einander prägen sich als Begriffe dem Kinde von dem Zeitpunkte an ein, wo es die Füße zu ihrem Zwecke immer fertiger gebrauchen und nun Entfernungen nicht mehr bloß mit der Hand, sondern auch nach der darauf zu Fuß verwandten Zeit unterscheiden, vermittelst des letzteren Werkzeuges seinen Gesichtskreis auch bedeutend erweitern lernt.

Die eigentliche Entfaltung des Verstandes beginnt aber stufenweise mit der Erlernung der Sprache, wodurch der Mensch als sociales Wesen in den Kreis anderer gleichartiger Wesen, zunächst in den engeren Kreis der Familie, dann in den weiteren Kreis der Gemeinde und endlich in die immer umfassenderen Kreise als Glied eines Staates, eines Volkes, der ganzen Menschheit zur Erfüllung seines eigentlichen Lebenszweckes eintritt. Die Sprache, gleich dem Verstande dem Menschen als denkendem Wesen unter den übrigen Geschöpfen ausschließlich gegeben, ist recht eigentlich der Ausdruck oder die Versinnlichung des Verstandes, das Wort der „gewordene“, zum vollständigen Ausdruck gekommene Verstand selbst. Ein der Begriffswelt angehöriger Gedanke läßt sich daher auch in Worten ausdrücken. Er ist sogar für uns und Andere nur insoweit vollständig verständlich, als er diesen Ausdruck bekommt. Denn aus dem Gedanken entspringt vermittelst der Sprache hier das Wort, wie aus dem Keime Blatt und Blüthe. Die gestaltende Phantasie bedient sich der Worte als Bilder, wenn sie ihre Gedanken vermittelst der Sprache ausdrücken will, und kann dies, da die Sprache selbst einen großen Bilderreichtum enthält.

Die Gefühle endlich lassen sich nicht bloß in Worten, aber vollständig so wenig durch Worte als in anderer Weise ausdrücken. Manche Thiere haben wohl eine Stimme, einige vermögen sogar menschliche Laute nachzuahmen. Aber geistige Begriffe, Anschauungen und Gefühle vermittelt der Stimme in Worten auszudrücken oder zu sprechen vermag das Thier nicht, weil hierzu außer Anschauung und Gefühl der Verstand gehört, der dem Thiere fehlt, während die beiden ersteren, wie wir später sehen werden, einigen Thierarten selbst in höherem Grade verliehen sind.

Die weitere Verstandesentwicklung erfolgt während der Schuljahre unter Leitung und Anweisung der Eltern und Lehrer, während der „Lehr- und Wanderjahre“ durch eigene Fortbildung an der Hand des Lebens selbst, oft eines strengeren Lehrmeisters als jene früheren Erzieher waren. „Verstand kommt sogar nicht vor Jahren.“ Auf diesem Wege durch das Schulleben und durch die Schule des Lebens erlangt der Mensch sowohl die schneidige Schärfe des Verstandes, als vermittelt Aneignung fremder und Hinzufügung eigener Erkenntnisse den Schatz des Wissens im Archive seines Geistes, welche beide erforderlich sind, um in die Geheimnisse der Natur und des Menschengeistes durch Richtigkeit der Beobachtung und Sicherheit der Schlussfolgerung immer tiefer einzudringen und Gewißheit oder wenigstens einen der Gewißheit sich nähernden Grad von Wahrscheinlichkeit zu erlangen. Den höchsten Grad von Gewißheit gewährt dem menschlichen Verstande die Mathematik oder die Lehre von den Größenverhältnissen, weshalb sie neben der Sprache selbst auch ein Hauptmittel zur Schärfung des Verstandes ist.

Der letztere muß sich übrigens bescheiden, daß, wenn auch für ihn allerdings ein weit ausgedehntes Gebiet des Wissens bereits erschlossen ist und ein unabsehbares Feld für weitere Forschungen noch übrig bleibt, nichts

desto weniger einerseits dem Wissen des Menschen, also dessen Verstande wenigstens hier auf Erden absichtlich vom Schöpfer Schranken gezogen sind, worüber hinaus diese Geisteskraft trotz aller Schärfe nicht reicht und daß andererseits dennoch Gewißheit eben innerhalb jenes dem Verstande nur bis zu dem Schleier der Wahrscheinlichkeit eröffneten Gebietes dem Menschen auf einem anderen Wege, nämlich auf dem Wege des Glaubens und vermittelt des Gefühles verliehen ist, wenn zu dessen vollem Anflange die Saiten seines Herzens rein genug gestimmt sind. Wir werden sogleich weiter auf diesen Gegenstand zurück kommen. —

Wie beim einzelnen Menschen der Verstand sich nur allmählich entwickelt, so ist es in der Geschichte als dem Leben der Menschheit auch bei ganzen Menschenstämmen oder Völkern der Fall gewesen. Auch sie haben ihre Kindheit gehabt und sind erst nach und nach zum Mannesalter herangereift, manche Völker im Laufe der Jahrtausende, seit der Mensch auf der Erde wohnt, auch dem Greisenalter und darnach dem Tode anheim gefallen, während ebenso viele Völker endlich auch noch jetzt im Kindesalter stehen. Nach den neuesten Aufschlüssen im Schoße der Erde, nach den an verschiedenen Stellen in Höhlen oder innerhalb einer untergegangenen Pflanzenwelt aufgefundenen Ueberresten menschlicher Knochen hat zur Zeit, als in jenen die der jetzigen Schöpfung nicht mehr angehörigen wilden Thiere, der Höhlenbär, der Höhlenlöwe, der Mammuth als Riesenelefant der Urzeit sich bargen, auch der Mensch bereits die Erde sich unterthan und dort wahrscheinlich eben diesen Thieren den Aufenthalt streitig gemacht. Von den getödteten Thieren aß er das Fleisch sowie das Mark ihrer Knochen, welche letztere er wiederum zu allerlei Geräth benutzte. Zu Waffen wurden in dieser Zeit aber namentlich Steine zugerichtet, weshalb man die früher als das

„goldene Zeitalter“ des Menschengeschlechtes bezeichnete Kindheit desselben jetzt auch wohl die „Steinzeit“ nennt.

Mit der Sprache dieses ältesten Menschengeschlechtes endlich wird es auch gegangen sein wie bei den Kindern. Da die Sprache nämlich ihrem Ursprunge nach die Verkörperung, die Versinnlichung des Verstandes oder Begriffsvermögens ist, so wird eine jede einem Volke eigene, mit ihm selbst und seiner geistigen Entwicklung groß gewordene Sprache ihre Benennungen für geistige Begriffe zumeist aus der ein Volk umgebenden Sinnenwelt entlehnt und dadurch den entsprechenden Gedanken in ähnlicher Weise äußerlich bezeichnet haben, wie das Kind an einzelne Gegenstände seiner äußeren Umgebung seine Begriffe knüpft. Die eigene Sprache eines Volkes ist daher seine älteste, ursprünglichste, der Kindheit angehörige Poesie und göttlichen Ursprunges wie der Geist selbst, dem sie Ausdruck giebt. Der Genius der deutschen Sprache ist aber von Sallet tief empfunden und ebenso schön in den folgenden Zeilen ausgedrückt:

— — — — —
„Doch Muttersprach'! in dir, wo schön sich gatten
Das goldne Licht und dämmernd holder Schatten,
Wohllaut mit Schwertschlags Treffen eng verbunden,
Hab' ich für Alles, was mein Herz geschüttelt,
Als Wonn' durchweht, als Jammer wild gerüttelt,
Das schöne, wie das rechte Wort gefunden.“ —

An die älteste Kulturperiode, das Kindesalter der Völker schloß sich nach Auffindung von leicht schmelzbaren Metallen, namentlich Kupfer und Zinn und nachdem der griechischen Sage zufolge Prometheus den Göttern vom Himmel das Feuer entwandt hatte, eine weitere Zeit, wo mit diesen wichtigen Entdeckungen und namentlich auch mit der Benutzung des Feuers zur besseren Zubereitung der Speisen die Menschen aus bloßen Jägern nach Zähmung

einiger Thierarten theilweise Hirten und zwar wandernde Hirten, Nomaden wurden und statt der früheren Höhlen nun Zelte mit dem Feuerherde darin zur Wohnung nahmen. Mit der aus Erz und dann nach Auffindung des Eisens aus diesem härteren Metall herzustellenden Pflugschaar entstand der Ackerbau neben der früheren Jagd- und Viehzucht.

Nun traten an die Stelle der wandernden Zelte feste Wohnsitze in Häusern, aus Holz und Stein an den gerodeten Stellen des Waldes erbauet. Nun konnten sich auch erst die gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschen vollständiger entwickeln. Neben der Landwirthschaft entstanden die Gewerbe zur Erzeugung der verschiedenen Bedürfnisse der häuslichen Einrichtung und der besseren Kleidung und Nahrung. Eine Folge des festeren Platzes am häuslichen Herde war die Häuslichkeit und mit ihr erlangte der frühere Jäger und Fischer und Hirt mildere Sitten. Nach und nach entstanden aus dem engeren Zusammenleben mehrerer Familien Gemeindeverbände in Dörfern und Städten. Die Bedürfnisse des Handelsverkehrs unter den verschiedenen Volksstämmen führten zur Schifffahrt, zu Karawanenzügen, zur Entdeckung von Wasser- und Landstraßen und diese wiederum zu Fortschritten in der Erd- und Himmelskunde. Wissenschaften und Künste erblühten bei einzelnen Völkern und wurden von ihnen auf dem Wege des Friedens oder des Krieges zu anderen Völkern getragen.

In den letzten vier Jahrhunderten der Kulturgeschichte der Menschheit folgte dann aber eine Entdeckung und Erfindung auf die andere. Sie können hier nur kurz angedeutet werden. Die Benutzung der Magnetnadel für die Schifffahrt machte die Entdeckung des neuen Welttheiles und den Welthandel möglich. Eine neue materielle Waffe erstand für den Menschen in der Erfindung des Schieß-

pulvers und eine neue geistige in der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mit dieser und mit den für das Wort dadurch gewonnenen Schwingen war nun erst ein lebhafterer und allgemeinerer geistiger Verkehr zwischen den Völkern der Erde ermöglicht. Die Wissenschaften gelangten durch die Benutzung der aus dem Alterthume vorhandenen Schätze zu neuer Blüthe. Am Himmel entdeckten ein Kopernikus, Keppler und Newton die richtige Stellung unserer Erde und die Gesetze, nach welchen Planeten um Sonnen und Sonnen um Sonnen kreisen.

Andererseits gaben der Welthandel und die Vermehrung der edlen Metalle dem Gewerbefleiß einen nie geahnten Aufschwung in den Fabriken, namentlich seit im gegenwärtigen Jahrhundert die Dampfkraft und in gleichem Maßstabe die Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft fördernd hinzutraten, der Bergbau auf Eisen und Kohlen immer mehr an Ausdehnung gewann und durch Dampfschiffe und Eisenbahnen, Telegraphen und die neueste Erfindung — das Telephon und Mikrophon — Raum und Zeit nur noch als Begriffe im Vergleich zu früheren Zeiten erscheinen lassen. Gelehrte durchforschten nun Länder und Völker der Erde auch da, wohin früher nur selten der Fuß eines Reisenden gedrungen war. Dem Licht entwandte man die Bilder und mit der Sonne und selbst mit den entferntesten Nebelflecken am Himmelszelt knüpfte man vermittelst des im Prisma zerlegten und durch vergrößernde Gläser beobachteten Lichtstrahles Verbindungen an, die neben den Beobachtungen der Weltkörper durch Teleskope namentlich über die Bestandtheile derselben ganz neue Aufschlüsse gaben und den menschlichen Verstand die wundervollste Harmonie des Weltgebäudes und die Größe des Schöpfers erst recht begreifen ließen.

Nicht mindere Fortschritte, wie namentlich im gegenwärtigen Jahrhundert der Verstand des Menschen im

gesamten Gebiete der Natur mit Hülfe des physikalischen und chemischen Experimentes, des Mikroskopes und des Teleskopes machte, fanden andererseits auch auf dem Gebiete des menschlichen Geistes in Sprach- und Geschichtsforschung statt. Die Forschungen über den Ursprung und die Verwandtschaft der Sprachen führten zu ganz neuen Ergebnissen und verbreiteten Licht über manche bisher dunkle Perioden in der Geschichte der Völker und des ganzen Menschengeschlechtes. Die Geschichtsforschung selbst ging mit Anwendung der kritischen Methode mehr als je an ihre Quellen zurück, die nicht allein mit Hülfe der älteren und neueren Sprachkunde in den vorhandenen Schätzen des Alterthumes mit Einschluß der Urkunden der heiligen Schrift und in den Schriftstellern des Mittelalters sowie in den immer mehr sich ordnenden und nicht wie früher sich verschließenden Archiven, sondern ebenso reich auch in der erleichterten und in Bezug auf die Vorzeit namentlich durch umfassende Ausgrabungen erweiterten Länder- und Völkerkunde selbst sich eröffneten.

Wollen wir in der Entwicklung eines Volkes von Kindes- und Mannesalter desselben, ähnlich wie beim einzelnen Menschen, sprechen, so können wir sagen, die jetzigen Kulturvölker und voran das deutsche haben ihr Mannesalter in der Wissenschaft erreicht und als seine Vertreter in den obigen drei Zweigen der Wissenschaft stehen da: Alexander von Humboldt, Wilhelm von Humboldt und Schloffer. —

Nun gelangen wir auf ein neues Gebiet des menschlichen Geistes, wo die bisher behandelte Geisteskraft, der Verstand freilich keineswegs unthätig sich verhalten darf, aber dennoch ihre irdischen Schranken anerkennt und anderen Geisteskräften theilweise das Feld einräumt. Die höheren Erkenntnisse nämlich, welche über die lediglich dem Verstande zugewiesenen Gebiete hinausgehen, also die Er-

kenntnisse, welche die Bestimmung und Aufgabe des Menschen auf Erden, die Unsterblichkeit des Menschengestes, ein künftiges, höheres Leben, Gott als Schöpfer und Lenker der natürlichen und geistigen Welt, Gott als Gesetzgeber und Richter, die von jedem Menschen empfundene Unzulänglichkeit seiner Erkenntniß und seiner Willenskraft und die daraus folgende Nothwendigkeit des Gebetes um Erleuchtung und Kräftigung, das Verlangen nach Versöhnung mit Gott im Gewissen als dessen Stimme und endlich die Sehnsucht nach völliger Wiedervereinigung mit ihm als dem Quell aller Wahrheit und Seligkeit betreffen, also nicht wissenschaftlicher sondern religiöser Natur sind, können nicht allein mittelst des Verstandes sondern sie müssen zugleich mit dem Anschauungsvermögen und am tiefsten mit dem Gefühle erfaßt d. h. geglaubt werden. Es giebt also allerdings religiöse Begriffe, aber noch mehr religiöse Anschauungen und vor allem religiöse Gefühle. Wie auf der Seite des Verstandes der Geist des Mannes im Verhältniß zu dem der Frau überwiegend ist, so findet hier beim Gefühle und namentlich bei dem religiösen Gefühle das umgekehrte Verhältniß statt, und wie die Mutter dem Kinde die erste Leibesnahrung verabreicht, so giebt sie ihm auch hier in der Erweckung der religiösen Gefühle die erste Geistesnahrung. Des Vaters Aufgabe ist dagegen, die religiösen Begriffe des Kindes von Stufe zu Stufe zu berichtigen und dasselbe endlich zum eigenen weiteren Nachdenken hinzuführen. Denn das Gefühl, an sich immer richtig und gewiß, wenn es rein ist, würde eben wegen des Zwiespaltes im Menschenherzen auf religiösem Gebiete theilweise zu irrigen Anschauungen gelangen, wenn die Leuchte des Verstandes nicht daneben stände, wenn die Schwerteschärfe desselben den Nebel, der das Licht der Wahrheit öfter umhüllt, nicht zertheilte. Und diese Arbeit, diese Anstrengung des Ver-

standes soll dem Menschen nach Gottes weiser Fügung hier bei den höheren Erkenntnissen ebenso wenig erspart werden, wie auf den dem Verstande allein überwiesenen Gebieten. Denn wäre dem nicht so, wären wir sofort ohne solche Geistesarbeit über jene höchsten, wichtigsten Fragen unterrichtet, so fehlte es uns an dem Ideale des Wahren, mit diesem Ziele aber auch an dem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit und damit wiederum an einem Hauptmittel unserer sittlichen Veredlung während unserer irdischen Pilgerfahrt nach dem Heimathlande, welches wir als Kinderseelen, als Keime, die Gott selbst in seinen Erdengarten pflanzte, am Morgen unseres hiesigen Lebens verließen und wohin wir am Abend desselben mit den Früchten des Sommers und Herbstes wieder heimkehren sollen.

Wie stellt sich nun aber seinerseits der von Natur vorsichtige, überall mit seiner Schärfe eindringende, keinesweges deshalb aber nur zersekende, zerstörende und niederreißende, sondern unparteiisch auch ebenso wohl vereinigende, erhaltende und aufbauende Verstand den religiösen Anschauungen und Gefühlen gegenüber?

Zunächst ist seine Stellung hier wie überall eine prüfende. Er untersucht also vor allem, ob das von Phantasie und Gefühl als wahr Angenommene seinem — des Verstandes — Gebiete angehört und hier die Schneide seines Schwertes vertragen kann. Auf diesem Gebiete genügt ihm kein Glauben sondern nur Wissen. Er scheidet von ihm deshalb Alles aus, was man ihn glauben machen will, was er aber besser weiß. Alle ächte Wissenschaft ist kritisch, alle ächte Religion kann diese Beleuchtung aber auch vertragen. Denn der Verstand ist andererseits auch gerecht. Er leugnet gar nicht, daß es außer seinem Gebiete des Wissens auch ein ihm zur Zeit noch theilweise verschlossenes und nur in höheren Entwicklungs-

stufen nach dem Erdenleben seiner Erkenntniß sich völlig eröffnendes Gebiet des Glaubens giebt. Er erkennt an, daß er auf diesem Gebiete wenn nicht weniger, doch keinesfalls mehr als die beiden anderen hier eintretenden Kräfte des einen, untheilbaren Geistes zu sagen hat. Wahre Wissenschaft ist daher sowohl dem Aberglauben als dem Unglauben abhold.

Um nun nach Aufstellung dieser Grundsätze über das gegenseitige Verhältniß von Wissenschaft und Religion überhaupt die bestimmten einzelnen Religionen, wie sie sich in der Geschichte der Menschheit fortschreitend und zusammenhängend als Religionsgeschichte entwickelten, mit Benutzung der obigen Grundsätze in der Kürze hier noch zu prüfen und dann am Ende dieser Prüfung zu der Frage zu gelangen, wie beide, Wissenschaft und Religion sich jetzt in der Gegenwart zu einander zu stellen haben, so verwirft zunächst die besser erleuchtete Wissenschaft diejenigen religiösen Vorstellungen der meisten alten Völker des Orients, wonach, wenn auch ursprünglich den Sinnbildern geistige Vorstellungen zu Grunde lagen, bei späterer Verdunkelung der letzteren doch die Natur selbst: das belebende Licht der Sonne und der die Nächte erhellende Mond, der fruchtbare Schooß der sich jährlich verjüngenden Erde, das bald schmeichelnd einladende, bald in wilden Wogen aufgeregte Meer, das Feuer in Gestalt des Blitzes und des ihm nachfolgenden Donners, der bald in heiterer Bläue lachende bald sein Antlitz in finstere Wolken hüllende und dann mit Regen die Erde befruchtende Himmel, als Gottheiten verehrt, oder wonach statt dieser unorganischen Natur Thiere, wie namentlich der Stier als das Sinnbild der Fruchtbarkeit im alten Aegypten oder, wie bei den Griechen, der Mensch selbst, in seiner körperlichen und geistigen Schönheit zum Ideal erhoben, vergöttert wurden. Der Verstand kann auch nicht damit übereinstimmen, wenn in

der Staatsreligion der alten Römer aus dem, wahrscheinlich öfters mit einem frommen Betruge der Priester verbundenen Fluge der Vögel oder wenn bei den alten Germanen aus dem Wiehern der Rosse der glückliche oder unglückliche Ausgang eines staatlichen Unternehmens, namentlich einer Schlacht gegen den Feind, geweissagt wurde. Aber der Verstand erhebt andererseits keinen Einspruch, sondern er billigt es sogar, wenn der Mensch von Erscheinungen in der Natur und im menschlichen Geiste, von dem Leben des einzelnen Menschen und der Geschichte ganzer Völker auf einen Schöpfer des Weltalls und auf einen Lenker des geistigen Reiches, also zum religiösen Begriff von Gott hingeleitet wird, oder wenn er in der Natur das Kleid der Gottheit, in dem Menschen und der ganzen Menschheit das Abbild Gottes, in der Naturordnung die höhere Ordnung der sittlichen Welt anschauet; wenn er ferner, obwohl Gott „nicht wohnet in Tempeln, von Händen gemacht“, dennoch ihm solche Wohnungen errichtet und äußerlich und innerlich mit dem Besten, was menschliche Kunst zu geben vermag, ausschmückt oder wenn er, wie namentlich der deutsche Volksstamm vom hohen Walde, als einem natürlichen Tempel Gottes, wie früher so noch jetzt „angemuthet“ oder wenn ein anderes Volk mit hervortretender musikalischer Anlage durch Töne des Gesanges und der musikalischen Instrumente in höhere Regionen geistig versetzt wird.

Ebenso stimmt der Verstand den ihm verbrüdernten Geisteskräften völlig bei, wenn nach den Ansichten der als Geistesreligion in der alten Welt im Gegensatz zu den Naturreligionen der übrigen Völker einzig dastehenden jüdischen Religion Gott sich dem inneren Auge und Ohre des Menschen durch Gesichte und Träume oder durch seine Boten offenbart oder wenn er durch den Mund der Propheten warnend, strafend, verkündend zu dem Volke spricht.

Denn noch jetzt fährt oft erhellend ein Blitz plötzlich durch die Nacht des Menschen, besonders dann, wenn er die eigentliche Aufgabe des Lebens versäumt, seine Zeit und Kraft im Sinnenrausch vergeudet. Noch jetzt ertönt nicht selten eine erschütternde Donnerstimme vor dem inneren Ohr des Menschen, wenn er gegen Gottes Willen und Gebot handelt. Noch jetzt nahet sich andererseits nach einem Sturm im Menschengemüthe gleich dem sanften Säuseln des Windes der göttliche Geist wie beim Propheten Elias. Noch jetzt läßt Gott einen geistigen Quell aus Felsen entspringen und geistiges Manna vom Himmel auf ein Volk herabfallen, wenn es, zu lange an materielle Genüsse gewöhnt, sich während der Prüfungen, die ihm auferlegt worden, nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnt.

Dagegen erkennt der Verstand in Uebereinstimmung mit jenen Führern und Sehern des jüdischen Volkes und mit den letzteren als Verkündigern einer neuen Religion der inneren Heiligung und Versöhnung der Menschen mit Gott, so wie in Uebereinstimmung mit dieser Religion selbst die jüdischen Opfer und Gebräuche nicht als Wege an, die zu Gott führen.

Endlich kämpft der Verstand unparteiischer Weise selbst gegen den Unglauben seiner Weisen, wenn ein Theil dieser jene höhere Erkenntniß, die nicht ausschließlich ihres Amtes ist, mit der Wissenschaft überhaupt bestreiten will, welche alsdann der wahren Religion gegenüber ebenso als Aberglaube erscheint, wie die mit Irrthum behaftete Religion der Wissenschaft gegenüber als Aberglaube. Dahin gehört unter den philosophischen Systemen des Alterthums und der Neuzeit der Materialismus und der Pantheismus, jener überhaupt nur natürliche Stoffe und Kräfte, den Geist aber als ein Erzeugniß derselben, keinen Gott sondern nur eine mechanische Weltordnung,

keine höhere Hand sondern nur den Zufall als waltende Macht annehmend, dieser den Geist nur in und mit der Natur, aber nicht zugleich als Urgrund außer und über ihr anerkennend, Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf also für ein und dasselbe erachtend.

In derselben Weise, wie ächte Wissenschaft sich den alten Religionen gegenüber theils zerstörend, theils erhaltend, aber immer prüfend verhält, so ist sie nun auch der christlichen, als der einzig wahren, aber von ihrem Ursprunge an mannigfach umhüllten und in ihrer ganzen Höheit und Klarheit einer wie in ihrer Macht und Bedeutung andererseits erst noch zu entfaltenden Religion eine solche Stellung schuldig, zu dieser aber auch berechtigt und berufen. Der innere Kern dieser Religion der Liebe ist freilich unzerstörbar, ein Fels, worauf ewig die Kirche gebaut werden muß. Aber dieser Kern wurde schon zur Zeit der Apostel deren und des Volkes Begriffsvermögen in mannigfachen Umkleidungen absichtlich von Christo selbst angepaßt, später aber gegen dessen Absicht mit Judenthum und Heidenthum von herrschsüchtigen Priestern und Fürsten in seiner ursprünglichen Einfachheit fast unkenntlich gemacht, und erst die wiederaufblühende Wissenschaft und der Mannesmuth eines Augustinermönches riß dieses künstliche Gebäude ein, welches sich noch Christenthum nannte, obgleich Christo selbst doch die Engelschaaren erst von da an zu Gebote standen als er den Dämonen der Hab- und Herrsch- und Ruhmsucht widerstanden hatte.

Luther hatte es in und an sich erlebt, daß der der Versöhnung mit Gott bedürftige Mensch dahin nicht durch äußere Werke, wie sie früher die jüdische und später die römische Priesterschaft ihm auferlegte, sondern nur durch die gläubige Zuversicht zu der Gnade Gottes sowie durch innere Heiligung und ferner nicht durch die Vermittelung eines Menschen, und säße er auf Petri Stuhl, sondern nur

durch Christus selbst als den einzigen Vermittler zwischen Gott und den Menschen geführt werden könne. Um diese Erfahrung, die Luther an der Hand der heiligen Urkunden unserer Religion an sich selbst gemacht hatte, auch für Andere fruchtbar zu machen, übersezte er die Bibel und eröffnete damit auch dem Laien wiederum diese ewig fließende Quelle aller wahren Religion, welche der Klerus aber aus demselben Grunde, wie früher die heidnische Priesterschaft ihre Geheimnisse, dem Volke verschlossen hatte. Leider, aber aus sich leicht erklärenden inneren und äußeren Gründen, gerieth das Werk der Reformation der christlichen Kirche bald wieder ins Stocken, und die protestantische Kirche selbst verfiel, ebenfalls durch die aller Religion immer verderblich gewesenen Dämonen der Herrsch- und Habsucht in den Fehler, den sie bei der katholischen Kirche bekämpft hatte. Auch sie schloß den Geist wieder in den Buchstaben ein. Erst dem blühenden Geisteszwerte eines Lessing und dem Vertreter deutscher Gründlichkeit des Wissens und kategorischer Strenge des Gewissens, Kant, war es im leztverflohenen Jahrhundert vorbehalten, den Geist von neuem zu befreien. Zu diesen beiden Leitsternen am geistigen Himmel wird alle deutsche Wissenschaft auf diesem Gebiete, wenn sie auch seither nach einer und der andern Seite vom richtigen Wege abgezogen worden ist und noch jetzt abgezogen wird, immer zurückkehren müssen. Die äußere Einkleidung einer reinen Geistesreligion werde als solche endlich vollständig erkannt von jedem, der vom Kinde zum Manne gereift ist und statt der Milch eine kräftigere Nahrung verlangt. Auch der Wein, der in Gottes Wort enthalten ist, soll dem Volke nicht versagt werden, wie die katholische Kirche den Kelch dem Klerus ausschließlich vorbehält, und in diesen Geist des ihn gleich einer Schale umhüllenden Buchstaben wird auch der Saie immer tiefer eindringen, wenn es ihm Ernst ist, das göttliche Wort

mit Verständniß aufzunehmen und zu bewahren in einem guten Herzen.

Die Bibel ist ein Religionsbuch und noch mehr, sie ist ein Buch der Religionsgeschichte vom einfachen aber bereits den Kern der späteren Entwicklung in sich enthaltenden Gottesglauben eines Abraham bis zu dem als künftigen Tag von ihm erschaueten neuen Stern, der in Bethlehäm als das Licht der geistigen Welt aufging, und wie das Menschengeschlecht, wie wir vorher sahen, seine Kultur und seine Sprache fortschreitend entwickelte, so geschah es auch auf diesem wichtigsten, höchsten Gebiete. Auch die Religion entwickelte sich zu einer Religion des Geistes und der Wahrheit und soll auf diesem Grunde sich fort und fort entwickeln, und aus dem Senfkorn soll nach Gottes Rathschluß ein Baum erwachsen, unter dem die Nationen der Erde wohnen werden.

Die Bibel ist, auch im Verhältniß zu den theilweise älteren Religionsbüchern anderer Völker, deren Verständniß uns die neuere Wissenschaft erschlossen hat, und trotz der schönen und tiefen Gedanken, welche in den indischen Vedas und in dem Zendavesta, dem Religionsbuche Irans, enthalten sind — „das Buch der Bücher“. Nie wird es Menschen gelingen, in Bezug auf des Menschen Geist und auf des Menschen Herz nach seiner ganzen Höhe und Tiefe etwas Besseres zu bieten, als was dort gegeben ist für jeden, der ein inneres Auge und Ohr dafür hat. Wer auf dem Gebiete der Erfahrungs-Seelenlehre nach dem leitenden Faden sucht, wer das Leben und Weben des Menschengeistes in seinem tiefsten Grunde kennen lernen und mit diesem Lichte der Erkenntniß die oft dunklen Pfade des Menschenlebens erleuchten will, der forsche in der heiligen Schrift. Sie wird ihm über alle Räthsel und Fragen seines eigenen Herzens zuverlässige Auskunft geben und den Zusammenhang des geistigen Reiches, von dem

der einzelne Mensch ein Glied ist, klar vor Augen legen.

Noch mehr. Wer den inneren Gang der Geschichte der Menschheit, der oft sehr verschieden ist von den augenblicklichen Erfolgen und Nichterfolgen der äußeren Geschichte, kennen lernen, wer die göttlichen Rathschlüsse verfolgen will, wobei es für das blöde Menschenauge nicht selten heißt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege,“ der forsche in der heiligen Schrift. „Harre des Herrn. Sei getrost und unverzagt und harre des Herrn.“ Das Gotteswort ist der feste Anker für das einzelne Menschenherz wie für ein ganzes Volk, wenn auf stürmischer See die Lebenswogen hochgehen.

Aber die Bibel ist kein Buch, welches etwa den Fortschritten der übrigen Wissenschaften, mögen sie nun die Erde um und unter uns oder die Sterne über uns betreffen, Zwang anlegen will. Diese Dinge sahen die gotterleuchteten Männer, welche uns jene Schriften hinterließen, so an, wie es nach dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich war. Aber selbst hier weisen sie von der Natur hin auf den Geist, von dem Geschöpf auf den Schöpfer, und dieser Gedanke findet in der jetzigen Wissenschaft nicht nur keinen Widerspruch, sondern was damals die Ansichten über die Schöpfung der Erde und des Himmels und über die Lenkung der Gestirne, wenn auch mit der Begeisterung und in den großartigen Bildern des neunzehnten Psalmes, doch nur für einen verhältnißmäßig engen Gesichtskreis ahnen und preisend verkündigen konnten, das verkünden jetzt mit Gewißheit und preisen laut für Erd' und Himmel und Himmelsheere jene königlichen Wissenschaften — die Größe und Weisheit des Schöpfers. Und hier ist der Verstand des Menschen, und namentlich die Naturwissenschaft, jetzt aufbauend auch auf religiösem Gebiete. Die Natur ist auch hier nur „Gleichniß“.

Damit wären diejenigen Gebiete des geistigen Lebens dargestellt, worauf der Verstand entweder der alleinige Herrscher ist, oder wenigstens sein Schwert mit in die Wagschale wirft. Dieser, der Krone unter den Kräften des menschlichen Geistes gewidmete Theil der Darstellung der menschlichen Geisteswerkzeuge und Geisteswerke ist etwas ausführlich geworden. Die Besprechung der übrigen Geisteskräfte kann verhältnißmäßig kürzer gefaßt werden. —

Das Anschauungsvermögen zunächst oder die Phantasie des menschlichen Geistes findet sich in einigem Grade auch beim Thiere als sog. Instinct, wie bereits oben erwähnt, und wird gleich dem Gedächtniß bei einigen Thierklassen, namentlich durch den außerordentlich starken Sinn des Geruches unterstützt. Es wurde schon wiederholt daran erinnert, daß unsere alten Vorfahren dem edlen Rosse die Gabe der Weissagung beilegten — eine Ansicht, die mit dieser Seelenanlage zusammenhängt.

Man könnte diese Geisteskraft auch wohl das innere Auge nennen, das sich mit den äußeren Wahrnehmungen und den daran vom Verstande geknüpften Schlußforderungen nicht begnügt, sondern eben vermöge dieses „innen“ bildenden Sinnes neue Gedankenfolgen erzeugt. Oft fehlt es hierbei sogar, wenigstens scheinbar, an aller äußeren Veranlassung. Umgekehrt geht nicht selten die innere Erscheinung der äußeren voran. Wie oft ereignet es sich im gewöhnlichen Leben, daß man einen ankommenden Freund mit den Worten begrüßt: „Siehe, eben habe ich an dich gedacht,“ oder: „eben noch haben wir von dir gesprochen.“ Wir nennen das: Ahnung. Ahnen heißt seiner ursprünglichen Bedeutung nach: Hauchen. Ahnung ist eine geistige Anhauchung, eine Vorempfindung. Der Geist des ankommenden Freundes ist gleichsam dem Körper vorangeeilt und hat dich geistig begrüßt in demselben Augenblicke, als du seiner vor der leiblichen Begegnung gedachtest. Wenn

der Todesengel einen Menschen, der bisher noch sicher auf ein langes Leben gehofft und deshalb jede Gefahr verachtet hatte, plötzlich anhaucht, so sagt man, er hat eine Todesahnung. Bei einigen Völkern, namentlich wird es von dem schottischen Volke erzählt, und bei einigen Berufsarten, die den Menschen veranlassen, viel einsam in und mit der Natur zu verkehren, findet man dieses Ahnen oder diese innere Sehergabe unter der Bezeichnung des „zweiten Gesichtes“. Auch die „Traumgesichte“ im halben Schlafe oder Schlummer — die lateinische Sprache hat für beide dasselbe Wort: somnium und somnus — gehören hierher. Ja, Ahnen ist im weitesten Sinne vielleicht nur Erinnern. Das ganze Menschenleben liegt ja unentfaltet bereits in dem Keime, der sich in Raum und Zeit allmählich entwickelt. Schön ist dieser Gedanke in einer Dichtung Sallet's: „Die erwachte Rose“ ausgedrückt:

„Die Knospe träumte vom Sonnenschein,
Vom Rauschen der Blätter im grünen Hain,
Von der Quelle melodischem Wogenfall,
Von süßen Tönen der Nachtigall,
Und von den Lüften, die kosen und schaukeln
Und von den Düften, die schmeicheln und gaukeln.
Und als die Knospe zur Ros' erwacht,
Da hat sie mild durch Thränen gelacht,
Und hat geschaut und hat gelauscht,
Wie's leuchtet und klingt, wie's duftet und rauscht.
Als all ihr Träumen nun wurde wahr,
Da hat sie vor süßem Staunen gebebt,
Und leis' geflüstert: „Ist mir's doch gar
Als hätt' ich das Alles schon einmal erlebt.“ —

Während der Verstand berufen ist, alles durch äußere und innere Anschauung ihm Vorgelegte zu prüfen, ist die Phantasie unter Beihülfe des Gefühles und unter Aufsicht des Verstandes die eigentlich schöpferische, gestaltende Kraft des Geistes, die in der Kunst das Ideal des Schönen zu erreichen strebt und die den Künstler

in seiner höchsten, in seiner heiligen Bedeutung zu einem Priester der Gottheit, den Dichter zu einem göttlichen Seher erhebt, zu einem Könige, den Königen der Erde ebenbürtig, oder noch darüber im Reiche des Geistes stehend.

Solch' eine Stellung im erhabensten Sinne nahmen die Seher oder Propheten des alten Bundes ein, deren Blick, die Ereignisse im einzelnen Menschenleben und die Weltbegebenheiten in ihrem inneren Zusammenhange überschauend, das Wesen von dem Scheine der Dinge unterscheidend, im Dienste Gottes den Schleier der fernen Zukunft durchdrang. Solche Seher sind aber auch die Dichter in dem Sinne, daß sie ihr Geistesauge über die Schranken von Raum und Zeit erhebend, in dem Irdischvergänglichen das Bild des Ewiggeistigen, im Menschengeiste die dem göttlichen Geiste entstammenden Ideale des Wahren, Schönen und Guten, über Natur und Menschengeist und Menschheitsgeschichte aber die lenkende, richtende und versöhnende Hand eines höheren Herrschers erkennen und diese Erkenntniß in Schöpfungen ihrer Phantasie uns zur Anschauung bringen. Goethe, Schiller und Shakespeare sind die Hauptvertreter der Dichtkunst nach diesen hier angedeuteten drei Seiten, und Dante umfaßte sie alle drei in seiner „göttlichen Komödie“. Der Sänger aber, bei dessen Harfe die Saiten eines deutschen Herzens am reinsten mitklingen, ist Uhland. „Des Knaben Verglied“, „das Schloß am Meere“, des Sängers Fluch“ sind ächte Perlen deutscher Dichtkunst, und „Schäfers Sonntagsglied“ und „der Wirthin Töchterlein“ sind zu unseren schönsten Volksliedern zu rechnen.

Als ein König aber fühlte sich Goethe, wenn er sang:

— — — — —
„Die gold'ne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;

Gieb sie dem Kanzler, den du hast
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an — er trank ihn aus.
O Trank voll süßer Labe! —
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe! —
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Nicht die goldene Kette und — selbst nicht die Krone
des Königs hätte der Sänger angenommen, dessen Herz
frei und glücklich sich fühlte wie der Vogel im Walde. Nur
der „beste Wein“ im „puren Golde“ war würdig
seines Geistes, gegossen in die schönste Form. Aber
„danket Gott“ für alles Gute, das euch begegnet. Der
wahre Dichter, im Dienste Gottes stehend, giebt auch „ihm
allein die Ehre“.

Ja, der wahre Dichter wie der wahre Künstler über-
haupt, mag er nun Bilder, die sein inneres Auge erschauet,
statt wie jener vermittelt des gesprochenen oder geschriebenen
Wortes, in Stein und Erz oder in Licht und Schatten und
Farben, oder in erhabenen Werken der Baukunst uns dar-
stellen, oder mag er endlich in Tönen, die sein geistiges
Ohr vernimmt, seine Gebilde erschaffen und uns vermittelt
dieser göttlichsten der Künste in Regionen erheben, für
welche die übrigen Schwestern keinen Ausdruck mehr finden
— steht im Dienste der Gottheit. Ihm wird von oben
gegeben, was kein Nachdenken des Verstandes ersinnen

kann. Sein Beruf ist ein geweihter, und wehe ihm, wenn er dies verkennend, seine Gottesgabe zu irdischen oder wohl gar zu verwerflichen Zwecken mißbraucht.

Die wahre Kunst begnügt sich deshalb auch niemals mit der bloßen Nachbildung der Natur, mag die Darstellung nun Felsgipfel und Seen oder den Wald und die Flur im frischen Grün des Frühlings wie im bunten Farbenschmuck des Herbstes, oder mag sie die verschiedenen Formen der Thierwelt oder endlich die schöne Menschengestalt und das noch schönere Menschenantlitz betreffen. Die Bilder und Formen der Natur sollen die schöpferische Kraft des Menschengeistes nur anregen, aber geistig edler und erhabener soll das Ideal, das Vorbild sein, welches dem Künstler bei seinen Schöpfungen vor dem Seherauge steht. So giebt unser Schiller in seinem „Wilhelm Tell“, obwohl er die Schweiz mit leiblichem Auge nie gesehen hatte, uns ein Bild der großartigen Alpennatur und des ganzen Lebens auf jenen Bergen, an jenen Seen, treuer, möchte man sagen, wie die Natur selbst, wenigstens für den, der sie im Geiste nicht aufzufassen vermag. So schildert uns Jean Paul im „Titan“ die Borromäischen Inseln mit allen Reizen des Südens schöner als die Natur in dem „Lande“ ist, von dem das schönste Bild Goethe's Meisterhand in Mignon's Liede als vor ihrem sehnsüchtigen Blicke schwebend mit ein paar Strichen entwirft. So holte Phidias das geistige Vorbild zu seinem Zeus aus dem Olymp, Raphael seine Sixtinische Madonna aus ihrer himmlischen Heimath. In der Natur das Geistige, im Menschen das Göttliche erkennend, verklärt der Genius des Künstlers beide im Lichte idealer Schönheit, und über dem Weltgebäude als natürlichem Tempel Gottes einen noch herrlicheren Tempel im Reiche des Geistes erschauend, faßt ein auf diese Stufe der religiösen Bildung gelangtes Volk sein ganzes religiöses Bewußtsein, sein geistiges Leben diesseits und

sein höher zu entwickelndes Leben jenseits des Todes in seinen erhabensten Kirchenbauten zusammen, in diesen Gotteshäusern zugleich allen Kunstschwestern, und namentlich auch den erhabensten Schöpfungen der Tonkunst Raum und Geltung verschaffend. —

Nun gelangen wir weiter zu einer Seite oder Kraft des Menschengeistes, wo derselbe auch im religiösen Gebiete seine ganze Tiefe und Höhe hat, zu dem Gefühlsvermögen. Wenn man den Verstand mit dem Lichte vergleichen will, so könnte man das Gefühl als Wärme des Menschengeistes oder des Menschenherzens, wie man hier gewöhnlich sagt, bezeichnen. Einzelne Gefühle des Menschen — von den allgemeinen der Freude und des Schmerzes abgesehen — finden sich auch beim Thiere oft in hohem Grade. Von der Dankbarkeit der Thiere hat man ja mancherlei rührende Erzählungen.

Aber die höheren, aus Freude und Schmerz oft gemischten Gefühle, die süße Wehmuth und die stille Sehnsucht, das innige Mitgefühl mit Anderer Freud' und Leid, die über das Grab dauernde Liebe und Freundschaft und die höchsten Gefühle: die alle Menschen umfassende Bruderliebe und die Gottesliebe — sie sind größtentheils dem Menschengeiste ausschließlich eigen und weisen gleich dem Verstande des Menschen auf dessen höheren Ursprung hin, auf den unerschöpflichen Brunnen aller Liebe — auf Gott.

Wie schon oben erwähnt, hat hinsichtlich des Gefühls der weibliche Geist das Uebergewicht im Verhältniß zum männlichen. Das Gefühl vertritt und übertrifft beim Weibe in dem sog. Tact nicht selten den Verstand des Mannes. Vom Gemüth aber unterscheidet sich das Gefühl insofern, als ersteres vorzugsweise nicht so sehr die geistige als die sinnliche Anlage des Menschen, seine guten und schlechten Neigungen bezeichnet, welche allerdings zunächst auf das Gefühl einwirken und diesem oft zu Hülfe, ebenso oft aber

auch damit in Widerstreit kommen. Man gebraucht jedoch den Ausdruck: Gemüth im gewöhnlichen Leben allerdings auch für beides zusammen, das Gemüth in dem obigen engeren Sinne und das Gefühl, und bedient sich dann des Wortes: Gemüth abwechselnd und gleichbedeutend mit: Herz. Aus einer Verbindung des Herzens oder Gemüths in diesem weitern Sinne einer mit dem Verstande andererseits — einer geistigen Ehe, welche die alten Völker nicht kannten und die auch unter den jetzigen nur einigen eigen ist — entspringt für die gesellige Unterhaltung sowohl als für den einen gleichen Zweck verfolgenden Zweig der Literatur ein liebliches, reizendes Kind, die heitere Laune oder der Humor. Die Alten kannten als „attisches Salz“ zur Würze ihrer Unterhaltung den scharfen, schlagfertigen Witz, einen reinen Verstandesohn, den unsere lebhaften, geselligen Nachbarn jenseits des Rheins, durch deren ursprüngliche Liebenswürdigkeit und Höflichkeit gemildert, in ihrem dem elektrischen Funken zu vergleichenden esprit und in ihren calembours vorzugsweise besitzen. Ein Sokrates bediente sich seiner Geistesüberlegenheit den Sophisten gegenüber, ihrer Scheinweisheit spottend, auch wohl scheinbar ihren Ansichten mit einem feinen Lächeln um den Mund sich anschließend, in der Form der Ironie. Die Römer kannten die heißende Satyre, womit die Laster und Schwächen der Zeitgenossen gegeißelt wurden. Aber die gemüthliche Laune — mit dem sichern Schatz einer höhern idealen Welt im Herzen den Menschen hienieden nehmend, wie er ist, mit seinen guten und schlechten Seiten, mit seiner Erde und mit seinem Himmel, sich an beiden ergötzend, über Andere und über sich selbst scherzend, aber nie verlegend, mit Auge und Mund lachend und doch im Herzen weinend — dieses holde Geisteskind besitzen in ihrem Leben und in ihrer Literatur vor allen zwei und noch dazu demselben, dem germanischen Stamme angehörige

Nationen — die deutsche und die englische. Welches deutsche Herz hätte bei Jean Paul's oder neuerdings bei Hackländer's, Ludwig Steub's und vor allem Fritz Reuter's hierher gehörigen Geistesproducten und bei Vorking's komischen Opern nicht zugleich gelacht und geweint? Wer kann sich aber auch in dieser Beziehung dem Altmeister Shakespeare als ebenbürtig an die Seite stellen? Wer kann ferner von des Lebens Freud' und Leid, nach seinem ganzen Umfange und nach seiner ganzen Tiefe, auf einen so kleinen Raum der Erde und auf eine so eng anschließende, anmuthige Form der Darstellung beschränkt, im verklärenden Gewande des Humors ein so liebliches Bild vor unsere Augen stellen, als Goldsmith in seinem „Pfarrer von Wakefield“ es thut? Die Geistes söhne dieses Humoristen waren in unsern Tagen Thackeray und vor allem Dickens, der Verfasser der „Pickwickier“.

Wir kommen nach dieser hier nothwendigen Abschweifung nun zu dem Gefühle an sich, ohne Zuthat des Verstandes einer- und des „Bluts“ andererseits wieder zurück. Zunächst ist hier einer für uns selbst oft unklaren Seite des Gefühls zu erwähnen, die wir ähnlich der chemischen Verwandtschaft in der natürlichen Welt als eine geistige Verwandtschaft bezeichnen können und die sich ähnlich wie dort in unwillkürlichen Zu- und Abneigungen äußert. Dieses Gefühl nähert uns solchen verwandten Geistern, durch welche unsere geistige Entwicklung, unser geistiges Wohlsein gefördert wird. Wir fühlen uns zu Menschen hingezogen und andererseits wieder von Menschen abgestoßen, ohne daß wir uns über das eine und das andere genauere Rechenschaft zu geben vermögen. Wir sagen von Freunden, von einem jungen Brautpaare: „Die sind Geistesverwandte. Es ist ein schönes Verhältniß, eine glückliche Wahl. Sie sind wie für einander geschaffen.“ Und wo diese geistige Verwandtschaft nicht vorhanden war,

der Bund der Freundschaft oder Liebe also nicht im Geiste, oder wie wir für diesen Bund zweier Herzen uns gewöhnlich ausdrücken, „im Himmel“ geschlossen wurde, da können wir allerdings das Gegentheil behaupten. Wir sehen nicht selten eine solche geistige Verwandtschaft in den verschiedenen Beziehungen des Familienlebens, so daß eine Familie von einem Geiste beseelt sein kann; wir sehen sie bei ganzen Völkerfamilien. Sie liegt auch bei der Heimaths- und bei der Vaterlandsliebe zu Grunde. Eine solche Verwandtschaft, und zwar nicht allein auf der äußern Wahl beruhend, hat die Glieder der italienischen Volksfamilie wieder zusammengeführt. Eine solche innere Wahlverwandtschaft hat in neuester Zeit auch Deutschlands Volksstämme geeinigt trotz und sogar in Folge des vom bösen Feinde gesäeten Samens der Zwietracht.

Die ganze Tiefe und Höhe des Gefühlsvermögens des Menschen nehmen aber dessen religiöse und die damit in Verbindung stehenden sittlichen oder moralischen Gefühle ein. In dem Gefühl für Recht und Unrecht oder in dem Gewissen spricht Gott selbst zu dem inneren Ohr des Menschen, und wie dieser auf der Seite des Verstandes das Ideal des Wahren, auf der Seite der Phantasie das Ideal des Schönen, so hat er hier beim Gefühl das Ideal des Guten, Edlen zu erstreben, zum Zielpunkte für seine Willenskraft zu machen. Gott aber selbst als die höchste Güte und Liebe ist das Ziel, bei dem der Mensch nach allen Läuterungen seines Herzens anlangen soll. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über Alles“ ist das Gesetz, welches in sein Herz eingeschrieben, durch Gottes Liebe aber auch auf einem andern Wege ihm offenbart worden. Dennoch war, wenn die heilige Schrift auch überall auf diese Gottesstimme als Religionsquelle hinweist, letztere lange Zeit hindurch in Folge dogmatischer Streitigkeiten für die Buchstaben-Christen getrübt und fast verloren

worden, und erst Schleiermacher kann man als den Wiederentdecker der Religion in dem Gefühle der unbedingten Abhängigkeit des einzelnen Menschen wie des Weltganzen von einer höheren erschaffenden und lenkenden Macht bezeichnen. Dieser seltene, das tiefste, schon von früher Jugend an gepflegte religiöse Gefühl mit dem klarsten, am Studium des Plato genährten Verstande verbindende Geist, dem neben dem Blicke seiner Gedanken auch das Donnerwort seiner Beredsamkeit zu Gebote stand, bildet ohne Frage in der Geschichte der christlichen Religion für die neuere Zeit einen Ausgangspunkt ihrer ferneren Entwicklung.

Für den Ausdruck des Gefühls kommt neben der Geberde im weiteren Sinne, wovon wir weiter unten sprechen wollen, vorzugsweise die menschliche Stimme in Betracht, und zwar ist hier nicht so sehr das gesprochene Wort als die Art wie es gesprochen wird, von Wichtigkeit. Nur wenn dem Lichte des Geistes dessen Wärme hinzutritt, hat das Wort seine, in das geistige Ohr des Anderen eindringende, überwältigende Kraft. „Nur was vom Herzen kommt, geht auch wieder zum Herzen.“ Die Stimme hat etwas durchaus Individuelles, für jeden Menschen Eigenthümliches. Sie ist, wo sie nicht verstellt wird oder verkünstelt ist, die Aeußerung des ganzen Menschen. „An der Stimme habe ich dich erkannt“, sagen wir, wenn wir jemanden wieder erkennen, dessen äußere Erscheinung uns aus dem Gedächtniß gekommen war oder sich im Lauf der Jahre verändert hatte, oder wenn wir die Nähe von jemandem bemerken, den wir mit den Augen nicht sehen. Das Kind kennt die Mutter zuerst an der Stimme, und umgekehrt die Mutter erkennt ebenso sicher unter hundert und mehr Stimmen ihres Kindes Stimme, wie das Mutterschaf die des Lammes, mag die Heerde noch so groß sein. Das Thier kann nicht sprechen, weil ihm der Verstand mangelt.

Aber ihre Gefühle, ihr Behagen, ihren Schmerz, ihr Verlangen, ihre Furcht vermögen viele Thiere durch Töne, manche, wie die Singvögel sogar durch ihre sehr liebliche, auch einem Menschenohr verständliche Stimme auszudrücken. Die lieblichste derartige Sprache führt aber der Säugling auf dem Schooße der Mutter liegend mit dieser, wenn sie mit freundlichem Auge sich über ihn neigt.

Hier beim Gefühle des Menschen kommt es daher auch mehr auf den Klang der Stimme und auf den der inneren Empfindung angemessenen Wechsel der Töne nach Höhe und Tiefe, nach Länge und Kürze, nach Stärke und Schwäche, als auf die dabei gebrauchten Worte an. Es giebt Lieder, die trotz der oder gerade durch die Einfachheit der Worte rühren. Ja, es giebt „Lieder ohne Worte“. Der Gesang ist die Sprache der Seele zur Seele. Bei einem solchen „Reden in Zungen“ versteht jeder die Gefühle des Herzens, dem sie entströmen, wenn er auch mit dem Redenden nicht dieselbe Muttersprache redet. In den Gesang kann man seine ganze Seele legen, wie der Blinde die schmerzlichen und tröstlichen Gefühle seines inneren Menschen in den Ton und in die Melodien seiner Flöte liegt. Ja, wo die gesprochenen Worte zum Ausdruck der Gefühle nicht mehr ausreichen, da tritt unter den Künsten vor allem die Tonkunst und zunächst der Gesang der menschlichen Stimme ein, einer einzigen Stimme, mehrerer Stimmen vereint. Das Wiegenlied der Mutter ist vielleicht der Ursprung des Gesanges, und ein ganzes Volk drückt seinen eigenthümlichen nationalen Geist als den Geist der auf einem heimathlichen Boden in gemeinsamer Sitte und Sprache, in gemeinsamer geschichtlicher Entwicklung erwachsenen Gesammtheit nicht tiefer und schöner aus als in der Form des Volksliedes. Gesang begleitet ein musikalisches und dabei nach Seiten des Gefühls vorzugsweise tief angelegtes Volk wie das deutsche von der

Wiege bis zum Grabe, durch Freud' und Leid des Lebens. Gesang folgt ihm in Feld und Wald, in die Werkstatt und auf die Wanderung. Gesang verschönert ihm den Frühling der Liebe und mildert ihm den Schmerz um geliebte Todte zur süßen Wehmuth. Mit Gesang zieht der deutsche Krieger in die blutige Schlacht und kehrt mit ihm heim an den friedlichen Herd. Wo hätte „Liebe über's Grab hinaus“ einen so schönen Ausdruck gefunden als in dem Volksliede, wozu Uhland's Dichtung „der Wirthin Töchterlein“ geworden? Oder wo wäre Freundestreue bis in den Tod in so schlichter, ergreifender Weise dargestellt als in dem weitem Volks- und Soldatenliede nach Uhland's „treuen Kameraden“? Und wo ist der vorüberrauschende Strom des Völkerlebens und das ganze irdische Leben als eine Wanderung in so rührend einfacher Weise geschildert als in dem Volksliede nach Kugler's Dichtung, die er als Student auf der Ruine der Rudelsburg bei Kösen in das Fremdenbuch eintrug:

„An der Saale kühlem Strande
Standen Burgen hoch und kühn.
Ihre Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen.
Wolken ziehen d'rüber hin.

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer tönet Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erscheinen
Aus bemoosten alten Steinen
Nachtgestalten zart und mild.

Driiben winken schöne Augen,
Freundlich lacht manch' rother Mund,
Und der Wandrer steht von ferne,
Schaut in blauer Augen Sterne,
Herz ist heiter und gesund. —

Doch der Wandrer muß von dannen,
Weil die Abschiedsstunde ruft,
Und er singet Abschiedslieder,
„Lebe wohl“, tönt es hernieder,
Tücher wehen durch die Luft.“

Nicht weniger ist Heine's „Loreley“ zum Volksliede geworden, das diese Perle unter den sinnigen Sagen des grünen Rheinstromes über Berg und Thal des deutschen Vaterlandes trägt. Wer aber wollte uns den deutschen Strom nehmen, seit „die Wacht am Rhein“ aus dem Volksliede eine Volksthat geworden ist und „Germania“ selbst auf schöner Waldeshöh' die „Wacht“ übernommen hat? —

Wo auch die menschliche Stimme zum vollkommenen Ausdrucke einer Tonschöpfung nicht mehr ausreichen würde, da bietet sich zu ihrer Verstärkung oder statt ihrer der Ton des musikalischen Instrumentes dar, des einzelnen für sich oder der verschiedenen, mit ihren Klangfarben den verschiedenen Gefühlen und Gemüthsstimmungen entsprechenden Instrumente im Orchester vereint. Auch hier bei den größeren Tongebilden tritt, wie bei der Stimme des Einzelnen und beim Volksliede der eigenthümliche Charakter des einzelnen Komponisten und des einzelnen Volkes, dem er angehört, hervor, und kein Volk hat trotz der etwa höheren musikalischen Anlage des italienischen Volkes, nach den verschiedenen Seiten seines Geistes sich so großer und zahlreicher Schöpfer in der Tonkunst als ihm eigen zu rühmen, wie das deutsche. Neben Mozart als Vertreter des ebensowohl zu heiterer Laune als zu ernster Betrachtung gestimmten deutschen Gemüthes, neben Beethoven, der die stürmende Gewalt und die geniale Tiefe des deutschen Geistes in seinen Tonschöpfungen uns offenbart hat, neben Bach, Händel, Haydn und Mendelssohn, die den religiösen Sinn des deutschen Volkes über Erd' und Himmel und Himmelshimmel emportragen, ist jedoch der deutscheste unter unseren deutschen Tondichtern Weber. Wer hat einerseits die Liebe des Deutschen zur Natur, den süßen Zauber und Schauer namentlich, den der Wald auf ein deutsches Gemüth ausübt, wer andererseits seine Liebe zum Idealen, die sich ebensowohl durch seinen Hang zum Aben-

teuer in fremden Ländern und Meeren wie in seinem Behagen an stiller Häuslichkeit zu erkennen giebt, wer endlich aber neben den Tugenden des deutschen Volkscharakters auch dessen Schwächen in für das geistige Ohr eines Deutschen so verständlichen, ihn wie aus seiner himmlischen und irdischen Heimath zugleich anklingenden Tönen ausgedrückt, als der Lieblings-tondichter unseres Volkes? Und wo fände sich, was Ton- und Klangfarben in dem oben erwähnten Sinne betrifft, ein zweites Meisterstück wie die Overtüre zum „Freischütz“?

Den höchsten Aufschwung nimmt die Tonkunst aber zum Ausdruck für die höchsten Gefühle, die religiösen. Dieselbe wird daher unter den Kunstschwestern auch wohl als die spirituellste, göttlichste bezeichnet. Erweckend, erhebend, beruhigend, tröstend wirkt hier namentlich das gemeinsame Kirchenlied der Gemeinde sowohl, wie ein besonderer Chor geübter Sänger, und dann als Instrument die Orgel mit ihren ein ganzes Orchester an Gewalt und Ausdauer übertreffenden Tönen. Die Engel selbst im Himmel singen unserer Ahnung nach in solchen Chören und Einzelstimmen, begleitet von der Harmonie der Sphären, in einer Vollendung und Schönheit, von der unsere irdische Musik, und wären es die lieblichsten Klänge der menschlichen Stimme und die brausendsten Töne der Orgel, nur immer schwache Andeutungen enthalten. Thibaut, einer von den beiden in der Rechtswissenschaft vor einem halben Jahrhundert leuchtenden Sternen erster Größe, dem der Gesang schöner Stimmen den Ausdruck seines tiefen religiösen Gefühles vermittelte, hat deshalb in seiner kleinen Schrift über „Reinheit der Tonkunst“ nicht Unrecht, wenn er mit solcher Himmelsmusik vor dem geistigen Ohre nur die höchsten, reinsten Schöpfungen irdischer Tondichter als der Himmels-tochter würdig anerkennen wollte. —

Wir müssen nun, nachdem wir über die menschliche

Stimme und Alles, was damit zusammenhängt, als Ausdruck des Gefühles gesprochen haben, noch einmal vom Größeren zum Kleineren nach der gewöhnlichen Ansicht zurückkehren, obgleich auf geistigem Gebiete ein solcher Unterschied eigentlich nicht stattfindet, vielmehr Alles gleich wichtig erscheint.

Außer der Stimme kommt, wie oben bereits erwähnt, nämlich die Geberde für den Ausdruck des Gefühles in Betracht. Vor allem ist es aber, wie beim Verstande, so auch hier beim Gefühle, wiederum das Auge, in welches man beim Menschen recht wie in dessen geistigen Spiegel hineinschauet. „In den Augen ruht das Herz.“ Man spricht leiblich von einem blauen, von einem braunen Auge, geistig von einem klugen, von einem guten Auge. Am besten ist es, wo beide letzteren Eigenschaften zusammen vorhanden sind. Verstand und Herz befinden sich dann in ihm in glücklicher Mischung. Du fassst zu einem solchen Auge gern Zutrauen. Das Umgekehrte ist bei einem geistlosen, oder noch in höherem Grade bei einem bösen oder falschen Auge der Fall. Manche Thiere haben ein größeres, schärferes Auge als der Mensch. Dennoch drückt sich in keinem Theile des Menschenantlitzes sein göttlicher Ursprung so aus, wie im Auge. Gottes Güte und Treue blicken uns aus einem freundlichen Menschenauge nicht selten an. Noch eine Zugabe, die das menschliche Auge vor dem des Thieres voraus hat, ist die Thräne. Die Thräne ist beim Kinde das erste leise Erwachen des Geistes zum Selbstbewußtsein. Ein neugeborenes Kind schreit in den ersten Monaten vermöge seines Naturtriebes, wenn es sich hungrig oder unbehaglich fühlt, aber es weinet nicht. Wenn du einem Kinde eine Kindesbitte abschlägst, die du erfüllen dürftest und könntest, und das Kind blickt dich dann mit der Thräne im Auge an, so wird dein Geist von dem seinigen nicht selten bezwungen. Die Kindes thräne, aber auch die Thräne

im Auge des starken Mannes wirken oft mehr als ganze Ströme von Beredsamkeit.

Außer dem offenen und dem in Thränen gehüllten Auge sind ferner die Geberden und Bewegungen des Menschen im engeren Sinne der Ausdruck der Gefühle. Auf der Stirne, wo die Hoheit und schöpferische Kraft, in den Mienen um Mund und Augen, wo die Güte und Freundlichkeit des Menschen sich ausdrücken, lesen wir dessen Gedanken und Gefühle, als ständen sie dort geschrieben, nicht selten noch bevor sie ausgesprochen sind, und das ganze Menschenantlitz in seiner ursprünglichen Reinheit, wie es beim Kinde sich findet, ist der getreue Spiegel, aus dem allezeit hervorleuchtet, ob der Himmel des Geistes heiter und klar ist, ob Wolkenschatten daran vorüberziehen, oder gar Gewitter am Horizonte aufsteigen. Die Bewegungen und die Haltung des Hauptes, der niedergeschlagene Blick ersparen uns oft die Frage. Wir beugen uns, in Ehrfurcht und Demuth verstummt, vor der überwältigenden Allmacht des Schöpfers und vor der unerforschlichen Weisheit seines Waltens, und sprechen mit einem Blick zum Himmel erhoben nach Rettung aus Gefahr und Noth, auch ohne Gebet in Worten, unseren Dank aus.

Namentlich aber giebt die Hand, überhaupt ein durch die aufrechte Gestalt des menschlichen Körpers im Verhältniß zur Thierwelt bevorzugtes und auf die himmlische Heimath des Menschen, sowie auf den ihm auf seine Erdenwanderung mitgegebenen Spruch: „Bete und arbeite“ hinweisendes Glied, wie sie für den Ausdruck des Verstandes ein sehr thätiges, oft die Rede sogar ganz vertretendes Werkzeug ist, so auch bei dem Gefühle nicht selten den treuesten Ausdruck. Ein deutscher Handschlag gilt noch immer dem „Worte“ des Mannes gleich. Zur Begrüßung, zur Veröhnung reicht man sich die Hand. Der bloße Druck der Hand tritt auch ein, wo die Zunge ihren Dienst versagt,

wo das Auge sich in Thränen hüllt, aber er sagt ebensoviel. Er sagt oft mehr beim Abschiede aus dieser Welt, wenn die irdische Stimme und das leibliche Auge bereits aufgehört haben, weil das geistige Ohr schon den Harmonien einer anderen Welt lauscht, das geistige Auge den ersten Blick in die Herrlichkeiten des Jenseits thut, und jener letzte Händedruck dann sagen will: Tröstet euch, weinet nicht um mich, mir ist wohl und ihr werdet nach der kurzen Spanne Erdenzeit mit mir auch jene Harmonien hören, jene Herrlichkeiten schauen. Es ist deshalb auch ein bezeichnender Gebrauch der Hand, wenn sie der sterbende Vater, die sterbende Mutter segnend auf das Haupt ihrer Kinder legen. In der segnenden Hand berühren sich hier die Endpunkte zweier Welten. —

Wollen wir hier zum Schlusse der Erörterung über das Gefühl und dessen Ausdruck nochmals in letzterer Beziehung Stimme, Auge, Geberde und Hand zusammenfassen, so mag hier kurz noch Folgendes erwähnt werden.

Es ist schon oben bei einem Hauptvertreter der neueren Kanzelberedsamkeit erwähnt worden, daß bei dieser hauptsächlich zwei Geisteskräfte thätig werden, der Verstand und das Gefühl, neben dem Aufschwunge, den beide vermittelt der Phantasie des begeisterten Redners nehmen. Aber auch auf anderen Gebieten als dem religiösen muß die Rednerkunst ihre siegende Gewalt vor allem dem Gefühle, dem Herzen entnehmen. Anders kann der Gedanke nicht zünden, nicht gleich der elektrischen Kraft von Herz zu Herz mit Blitzeseile sich forttragen.

Ebenso muß der Bühnenkünstler im höheren Drama, das religiösen Ursprunges ist und uns das Walten der sittlichen Weltordnung durch Gebilde der Kunst aus dem Menschenleben in seiner kleineren häuslichen und bürgerlichen oder in seiner größeren geschichtlichen Bewegung darstellen soll, die der Handlung entsprechenden Gefühle durch

Stimme und Spiel auszudrücken vermögen, wenn das Bühnenstück ergreifend, reinigend, erhebend, versöhnend auf das Gemüth der Zuschauer wirken soll. Der Begründer einer solchen Schauspielkunst, welche die Wahrheit des Lebens innerhalb der Linien der Schönheit darzustellen weiß, war im vorigen Jahrhundert in England Garrick, in Deutschland Eckhof. — —

Damit wäre nun unser Wissen und Glauben, unser Denken und Fühlen nach seinen verschiedenen Beziehungen besprochen und wir gelangten zu der dritten Hauptseite des Menscheistes, dem Wollen oder zu der Willenskraft. Diese Kraft, welcher alle anderen Geisteskräfte zur Lösung der Aufgabe des Erdenlebens nur dienen, bildet recht eigentlich den Kern und Mittelpunkt eines Menschengeistes im Gegensatz zur Natur. In der letzteren ist Alles dem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen, wonach auch das Thier seinen Trieben folgt. Der Mensch aber, dem der Schöpfer in der Vernunft das Vermögen zur, wenn auch nicht unbeschränkten Erkenntniß der natürlichen und geistigen Welt, und in dem Gewissen das Gefühl von Recht und Unrecht verlieh, steht unter dem Gesetze der Freiheit, dem er nach eigener Wahl folgen soll, um für eine höhere geistige Lebensstufe entwickelt, geprüft und geläutert zu werden. Das Kind hat in diesem Sinne noch keinen eigenen Willen. Es folgt seinen natürlichen Trieben und dem Willen seiner Eltern und Erzieher. Erst mit dem ganzen Gefühle seiner Selbstständigkeit, aber damit auch seiner Verantwortlichkeit, erhält der Mensch seinen freien Willen, wenn auch eine unsichtbare höhere Hand ihn väterlich hier und da wieder zurecht leitet. Die Willenskraft des Menschen wächst von Stufe zu Stufe mit seinen Fortschritten auf der Bahn der Erkenntniß und des Rechthandelns, sie schöpft in Prüfungen Stärkung an dem Urquell des Geistes und der Liebe, der für jedes verlangende

und vertrauende Menschenherz geöffnet ist, und findet in den sittlichen Verhältnissen des Menschen als Gliedes einer Familie, eines Volksstammes und der ganzen Menschheit den nöthigen Wirkungskreis, um sich zu äußern in Wort und That. Nur als sociales Wesen, nicht allein für sich, erfüllt der Mensch die Aufgabe seines Lebens. Seine Willenskraft ergänzt sich erst durch die Verbindung mit Anderen. „Eintracht macht stark.“ So kann eine Heeresabtheilung, eine ganze Armee, ein ganzes Volk eine einzige, nicht etwa nur nach der Anzahl der einzelnen Glieder, sondern eben durch die Vereinigung bei weitem über dieses bloß numerische Verhältniß gesteigerte, unwiderstehliche Willenskraft werden, vor der Burgen und Mauern umstürzen.

Bei der Verbindung mehrerer Willenskräfte ist, ähnlich wie in der natürlichen Welt, die Schwerkraft entscheidend. Jede Willenskraft, die stärkere wie die schwächere, muß nach Verhältnisse zur Geltung kommen, nicht aber etwa die letztere von der ersteren gehemmt oder ganz unterdrückt werden. Nur bei einem solchen Verhältnisse des Gleichgewichtes ist, wie in der natürlichen so auch in der geistigen Welt, Harmonie und Friede. „Was du nicht willst, daß dir geschieht, das thu' auch keinem Andern,“ das ist der Grundsatz des Christenthums für den „Frieden auf Erden“, den es als frohe Botschaft verkündete.

Jede ungerechte Beschränkung der Freiheit, namentlich aber auf Gebieten, wo der Mensch seine heiligsten Interessen besitzt, also jede Beschränkung seiner Glaubens- und Gewissensfreiheit oder der freien Meinungsäußerung, wo ihm diese die Pflicht gebietet, stimmt mit jenem christlichen Grundsatz nicht überein. Wird die Freiheit eines Volkes lange gefesselt, wird sein ureignes Wesen, der Volksgeist, lange in seiner freien Entwicklung unterdrückt, so entsteht ein geistiges Gewitter, und wehe dem, der in der Donnerstimme eines

zürnenden Volkes dann nicht Gottes Stimme erkennt. Ein solcher heiliger Zornausbruch des beleidigten Volksgeistes war der Freiheitskrieg im Anfange unseres Jahrhunderts als eine Sprengung der Banden, welche dem deutschen Volke ein fremder Despot angelegt hatte. Ebenso schmachliche Fesseln zerbrach etwa 1800 Jahre früher der an seinem innersten Lebensnerv verletzte Geist desselben Volkes dem stolzen, übermüthigen Rom gegenüber in der Schlacht am Teutoburger Walde, und wiederum in unseren Tagen mußte Frankreich und der Dämon, dem es seinen Herrschers-thron eingeräumt hatte, erfahren, was es heißt, sich einem Volke in seinem edelsten Streben nach nationaler Einigung widersehen zu wollen.

Aber den höchsten Grad erlangt die sittliche Kraft des menschlichen Geistes, wenn er vermöge derselben im Gebet mit seinem Schöpfer selbst in die unmittelbarste Verbindung tritt. Er wirkt dann, wenn es der göttliche Wille ist, nicht mit eigener, sondern mit der Kraft des höchsten Geistes als der Quelle alles geistigen Lebens, und mit Recht können wir dann sagen: „Ist Gott mit uns, wer kann wider uns sein?“ Einen solchen Beistand hatte Christus, dessen Wille mit dem seines Vaters bei völliger Uebereinstimmung ja ein und derselbe war. Solches höheren Beistandes erfreuet sich aber auch verhältnißmäßig der Mensch bei jeder guten That. —

Wollen wir aber hier bei der Willenskraft des Menschen und bei dem Gesetze der Freiheit, unter welches er gestellt ist, ähnlich wie wir es immer bisher gethan haben, auch die Völker im Verhältniß zu einander als Individuen gleich den einzelnen Menschen ansehen und sie also nur Zweigen am Baume der Menschheit vergleichen, so sollten nun allerdings wenigstens die christlichen Völker der Erde dieses Verhältniß anerkennen, den Krieg künftig nur den rohen Volksstämmen überlassen, selbst aber nur

Werke des Friedens mit vereinten Kräften fördern. Kein Volk ist aber für diesen Zweck so geeignet, den Schwerpunkt zu bilden, wie das deutsche. Denn kein Volk vertritt eben vermöge seiner Vielseitigkeit in den einzelnen Stämmen in dem Grade die Menschheit, sodaß eigentlich nur der Deutsche auch ein Weltbürger ist. Der Franzose, wenn auch in Feinheit der äußeren Formen überlegen, hat diese Vielseitigkeit in der Centralisation seines Volkes eingebüßt. Der Engländer vertritt der Hauptsache nach die reale Seite des Lebens. Sein jüngerer Bruder dagegen, der Amerikaner, der bisher nur der Geldmacht, dem Dollar huldigte, wird vielleicht eben in Verschmelzung mit deutschen Volkselementen und nach allmählicher Heilung seines bisherigen Krebschadens, der Sklaverei bald seine Thatkraft zugleich auf die höheren Interessen des Erdenlebens richten. Dieser neue Geist giebt sich schon kund in den gemüthvollen Dichtungen des edlen, Deutschland wie sein zweites Vaterland liebenden und auf deutschem Boden gestorbenen Vertreters der Vereinigten Staaten, Taylor, ferner in Schriften wieder von Carey, der seine zum Theil aus deutscher Wissenschaft erwachsene Volkswirtschaftslehre mit jenem oben erwähnten Kernspruche des Christenthums als auch auf diesem Gebiete maßgebend schließt, und er hat Recht. Denn nur auf sittlicher Grundlage kann auch nach dieser Seite hin die wahre Volkswohlfahrt gedeihen, nur von hier aus die jetzige sociale und volkswirtschaftliche Frage gelöst werden. Die Aufgabe des Staates ist hierbei, die äußeren, sichernden Mauern des Gebäudes aufzuführen, aber der innere Ausbau desselben kann nur vermittelt der auf dem Wege der Erziehung und Erfahrung immer mehr sich verbreitenden freien Ueberzeugung erfolgen, daß auf der treuen Pflichterfüllung des Einzelnen in jedem Stande und Berufe das Wohl des Ganzen beruhet, daß

das eigene Glück von dem Glücke Anderer unzertrennlich ist, und daß sogar die edelste, reinste Freude dem Menschenherzen bereitet wird, wenn es andere Herzen erfreuet. Auch das Glück des einen Volkes kann dauernd nur durch das gleichzeitige Glück anderer Völker gefördert werden, und Treue und Glauben stehen auch im Völkerverkehr höher als äußere Vortheile. — —

Es bleibt nun von den Geisteswerkzeugen nur noch das Gedächtniß oder Erinnerungsvermögen darzustellen übrig. Man kann diese Geisteskraft, die, wie oben erwähnt, manche Thiere in einem hohen Grade, namentlich als s. g. Ortsinn besitzen, der magnetischen Kraft in der Natur vergleichen. Nicht Alles was in dem Menschen und um ihn vorgeht, wird in sein Geistesleben aufgenommen. Was aber vermöge jener Kraft dem Geiste eingeprägt, in seiner Schatzkammer hinterlegt ist, das kann wohl auf eine Zeitlang vergessen werden, wie ein reponirtes Actenstück. Aber es wird in dem bestimmten Fache des Archivs wieder aufgefunden, wenn es gebraucht werden soll. Es bedarf hierzu nur eines einzigen Gedankens oder Wortes als gleichsam des Stichwortes, um die ganze frühere Gedankenreihe wieder dem Geiste zu vergegenwärtigen. Was „vergessen“ und damit dem Geiste „entäußert“ war, wird eben aus jenem Archiv ihm „erinnert“, wieder vor sein Auge gestellt.

Unterstützt wird das Gedächtniß durch zwei andere Geisteskräfte, zunächst durch den Verstand, der die Fächer des Archivs nach ihrer Zusammengehörigkeit bestimmt und Maß und Ordnung darin erhält, namentlich auch für diesen Zweck jede Urkunde vor der Aufnahme prüft, ob sie dieser würdig oder nur von vorübergehendem Werthe ist. Vermöge des verständig geordneten Gedächtnisses zieht der Schriftsteller sowohl die kurz vorher entstandenen, durch Störungen aber vielleicht ebenso schnell ihm entschlüpften

Gedanken, als auch den ganzen Vorrath dessen, was er im Leben über einen Gegenstand Erhebliches gedacht hat, wieder an und — was ferner von Wichtigkeit — krystallisirt diesen Stoff nach bestimmter geistiger — systematischer Ordnung, ähnlich wie der wirkliche Magnetismus bei Bildung der Krystalle thätig ist. Ja, das Nachdenken selbst, als die vermeintliche Erzeugung der Gedanken, ist ganz diesem magnetischen Bildungsprozesse des Krystalls zu vergleichen. Aus den weitesten Fernen, von den verschiedensten Richtungen strömen die Gedanken von selbst dem anziehenden Punkte zu, um hier nicht allein in die engste Verbindung geistig geregelt zu treten sondern im Laufe der Zeit bis zur Vollendung des Ganzen auch immer neue Gedanken sich beizufügen.

Die zweite das Gedächtniß unterstützende Kraft ist aber die Phantasie. Diese durch die Sinnenwelt angeregte und dann selbstthätig gestaltende Geisteskraft giebt auch jedem Gedanken ein Sinnbild, an dem das Gedächtniß ihn faßt und festhält. In dem Gedanken wird damit gleichsam ein Denkmal in dem Gedächtnisse als Geistesarchive errichtet und von jeder größeren Gedankenreihe ein Bild darin aufgehängt, welches der geübte Gedächtnißkünstler nach Belieben verhüllen und durch ein anderes ersetzen, ebenso schnell aber auch wieder enthüllen kann. Wie wäre es sonst möglich, daß z. B. ein unserem Heimathlande angehöriger Schachspieler und andere ihm ähnliche Freunde dieses edlen Turniers zu gleicher Zeit mit acht und mehr Gegnern auf ebensoviel Schachbrettern und dazu noch mit dem leiblichen Auge abgewandt spielen?

Das gewöhnliche und doch ganz an diesen Zusammenhang des Sachverhältnisses zurückführende Mittel, einen Gedanken, ein Wort in seinem flüchtigen Dasein anzuhalten, ihm ein Denkmal für das Gedächtniß zu errichten, ist die

Schrift, welche bei einigen Völkern des Alterthums wirklich aus ganzen Gedankenbildern bestand, die man namentlich auch als Inschriften an größere Denkmäler setzte. Dahin gehören die Hieroglyphen, d. i. heilige eingehauene Bilder an den Baudenkmalern des alten Aegyptens, und die Bilderschrift der früheren Bewohner Mexikos im neuen Welttheile. In einer anderen Art suchten neben solchen Hieroglyphen die Keilschriften an den Felsenwänden der Königsgräber die geschichtlichen Begebenheiten des alten Babylons und Persiens für die Nachwelt aufzuzeichnen. Die Chinesen stellen ganze Wörter durch Schriftzeichen dar, die mathematischen Figuren gleichen. Aber die einzelnen Laute, woraus ein Wort besteht, bezeichnet vollkommen allein die gewöhnlich den Phöniziern als Erfindung zugeschriebene, richtiger aber ebenfalls aus Aegypten stammende und nur namentlich von den Phöniziern weiter ausgebildete Buchstabenschrift als eine dem Geiste genauer und enger sich anschließende Ausdrucksform. Unser deutsches Wort „Schrift“ und „schreiben“, gleichbedeutend mit schrappen oder einkriegen hat denselben Ursprung wie das Wort: Buchstabe. Es ist nämlich hierbei an jene mit geheimen Zeichen oder „Runen“ versehenen kleinen Buchenzweige oder Stäbe zu denken, welche über ein Tuch geschüttet nach den Erzählungen des Tacitus dem Priester oder dem Familienhaupte bei den alten Germanen als Orakelsprüche galten. Auch das Wort „Sprache“ von Spreß, Sprosse, ist der Natur entnommen. In der Sprache sprießt der Geist zu Blatt und Blüthe empor. Ein Bild ganz im Sinne des deutschen Volkes. Und aus dem gesprochenen und geschriebenen Worte erwachsen Blätter, wie diese am Baume aus Knospen sich entfalten. Neben der Schrift entstand als eine viel ausreichendere Hilfe für das Gedächtniß später als eine Erfindung deutschen Nachdenkens und Fleißes — der Druck. Die

früheren Sammlungen von Handschriften wuchsen zu umfangreichen Sammlungen von Druckschriften oder Büchern an, und neben diesen wiederum entstanden und entstehen noch immer mannigfache andere Sammlungen für Natur- und Geschichtskunde, die, systematisch geordnet, gleich der Schrift und den eigentlichen Denkmälern das Gedächtniß des Menschen unterstützen sollen, indem hier für das bloße Phantasiebild nun das wirklich mit dem leiblichen Auge wahrzunehmende Bild an die Stelle tritt.

Im Kleinen hat auch jeder einzelne Mensch mehr oder weniger derartige Gegenstände in seinem Besiz, die seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, und selbst der ärmste Mensch wird meistens ein solches „Andenken“ sorgfältig aufbewahren, das für Andere geringen oder gar keinen Werth haben würde, ihm aber als ein Bild aus „besseren Tagen“ sein ganzes damaliges Glück wieder geistig vergegenwärtigt. Wie manches getrocknete Blümchen, das eine liebe, nun kalte Hand pflückte und als ein „Gedenke mein“ einer anderen Hand darreichte, wie manche Haarlocke, von einem lieben Haupte entnommen, ehe es im Grabesdunkel unseren Augen verhüllt wurde, ist dennoch im Stande, in der Thräne, die als Himmelsthau darauf fällt, uns jenes liebe Bild aus seiner himmlischen Heimath sich spiegeln zu lassen.

Es war eine schöne, sinnige Sitte des Alterthums, daß der Gastfreund dem scheidenden Freunde ein Geschenk machte. Er sollte dabei Alles, was er unter dem gastlichen Dache an Liebe und Freundschaft genossen hatte, später im Geiste nochmals und zwar viel schöner, reiner genießen können. Ebenso ist jedes „Andenken“, welches ein im Tode von uns scheidender Freund getroffener Anordnung zufolge uns hinterläßt, ein „Vergißmeinnicht“ für uns. „Gedenket mein“, spricht es, erzählt oft von mir bei Freud' und Leid und bedenket, daß ich ja, geistig euch nahe,

daran theilnehme, euch sehe und höre, wenn ihr auch hinsichtlich meiner eines und das andere nicht könnt.

Ja, man besitzt nicht selten einen Gegenstand, der nicht allein einzelne Begebenheiten und einzelne Personen uns vergegenwärtigt, sondern bei dem ganze Lebensabschnitte und eine ganze Anzahl von Freunden, theils heimgegangenen, theils noch lebenden, in Bildern vor unserem Geistesauge vorüberziehen.

Aber auch für das ganze Leben bildet das Gedächtniß gleichsam ein Buch, von der frühesten Jugend bis zum Alter mit Denkblättern und Blüthen angefüllt, in dem man gern von Zeit zu Zeit blättert, die Vergangenheit wiederum der Gegenwart nähernd. Da stehen zunächst die ehrwürdigen Gestalten der Eltern und Lehrer wieder vor deinem Geistesauge. Da erscheinen die lieben Geschwister und die freundlichen Gespielen deiner Jugend mit den Schneeglöckchen und Veilchen, die ihr zusammen pflückt. Da liegt noch eine Locke vom weißen Haupte des Vaters und da steht auf einer anderen Seite das Wort, das die treue Mutter beim Antritt deiner Wanderjahre dir mit auf den Weg gab: „Behalte Gott vor Augen und im Herzen“. Und nun erscheinen wieder ernste Lehrgestalten mit begeisterten Blick und beredtem Munde. Daneben zieht die ganze „Burschenherrlichkeit“ auf vor deinem Geiste und dazwischen ertönt das Lied des Burschen: „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus“. Ja, nur zu bald folgt das andere Lied, dessen Strophen mit dem wehmüthigen Abschiedsworte schließen. — Ade, Ade, Ade! klingt es dir leiser und immer leiser nach und du wanderst wieder der Heimath zu, und nun folgen ganz neue Bilder. Zunächst einige gefürchtete Gestalten, die aber in der Nähe freundlicher erscheinen, die gestrengen Herren Examinatoren. Dann amtliche Vorgesetzte und Kollegen, Freunde der Jugend, ebenfalls zu Männern herangewachsen, während

andere bereits im Grabe ruhen; dann aber folgt eine Rose, die sie, deine Lebensgefährtin, als Braut dir schenkte, und nun werden die Bilder des Lebens immer vielgestaltiger und wechselnd in Freud und Leid, bis in Enkeln dein Leben von neuem erblühend sich wiederholt.

Glücklich der Mensch, der in seinem Gedächtniß ein solches Lebensbuch sich aufbewahrt hat, das er im Alter gleich einem Bilderfaal durchwandern kann, vor diesem oder jenem Bilde mit freudigem oder wehmüthigem Blicke länger verweilend. Hier und da wird er vor einem Bilde auch den Blick niederschlagen und wenn er die Augen wieder aufschlägt, so wird das Blatt des Buches geröthet erscheinen; aber diese rothen Blätter werden immer mehr und mehr erblaffen, so wie der Erdenpilger auf dem Wege seiner Läuterung fortschreitet.

Doch wehe dem Unglücklichen, dem in Folge einer Unthat alle übrigen Blätter seines Lebensbuches ausgelöscht sind, um den es Nacht ist, an deren dunkler Wand nur das eine ihn gleich den Erynnyen überall hin verfolgende Bild in feurigen Zügen seinem Auge sich darstellt. Davor bewahre Gott den Menschen in Gnaden, und dennoch hilft, wie wir später sehen werden, auch hier wieder Gottes Barmherzigkeit, wenn auch erst jenseits, wo alle Wunden der Seele geheilt werden. —

Wir schließen auch hier beim Gedächtniß wiederum mit einer allgemeinen Anwendung der beim einzelnen Menschen gemachten Beobachtungen. Es giebt nämlich auch Denkmäler, die nicht einzelne Gedanken und Gedankenreihen, auch nicht die gesammten Gedanken eines Menschenlebens, sondern welche die gesammte Ideenwelt einer ganzen Zeitperiode oder eines ganzen Volkes dem Gedächtniß der Nachwelt gegenwärtig halten sollen. Von dem geistigen Leben des griechischen Volkes besitzen wir ein solches Denkmal in Homer's Dichtung, die unter allen Meisterwerken

dieser Art stets eine der ersten Stellen einnehmen wird. In noch höherem Sinne sind die Urkunden der heiligen Schrift als Denkmäler des unter Gottes eigener wunderbarer Führung stehenden jüdischen Volksgeistes zu betrachten. Die Urkraft unserer germanischen Vorzeit schildert uns in großartigen Zügen das Nibelungenlied und von dem christlich-germanischen Geiste des Mittelalters spiegelt sich der Kölner Dom als ein in seinem Bau nach mehrhundertjähriger Unterbrechung in der Neuzeit vollendetes Denkmal in den Fluthen des schönsten, dem deutschen Volksgeiste für immer angehörenden Stromes. Warum wurde aber dennoch dieser erhabene Tempel Gottes seiner Zeit nicht vollendet? — Weil der Geist und der Glaube, der den Bauplan schuf und dessen Ausführung unternahm, nach wenigen Jahrhunderten im Volke und in der Kirche nicht mehr vorhanden war, sondern neuen Entwicklungen entgegen ging, und — wenn auch die gegenwärtige Zeit mit Recht die Fortsetzung des Baues als einen Act der Pietät gegen unsere Voreltern unternommen hat, jener ursprüngliche Geist kehrt nicht wieder.

Auch ein anderes neueres Denkmal des deutschen Volksgeistes ist vor mehreren Jahren vollendet — das Hermannsdenkmal. Soll aber die Hermannssäule auf dem Gipfel des Teut mehr als ein Standbild des Befreiers Deutschlands, soll es in Uebereinstimmung mit der goldenen Inschrift des in Siegesfreude von dem Helden erhobenen Schwertes zugleich das Sinnbild deutscher Einheit und Stärke sein, so muß aus den jetzigen Geisteskämpfen auch der innere Friede hervorgehen. —

Damit stehen wir am Schluß einer Darstellung des menschlichen Geistes nach seinen verschiedenen Seiten und nach seinen verschiedenen Schöpfungen. Wir sehen, der kleine Keim, den der Schöpfer in das einzelne Menschenkind und in das einzelne Volkskind legte, ist unter seinem Schutze

nach und nach durch Stürme gekräftigt zum mächtigen Stamme herangewachsen, der seine Wurzeln in die Tiefe der Erde schlägt, seine Nester und Zweige aber über den Erdkreis ausbreitet und seine Blüthen und Früchte dem Lichte des Himmels entgegen trägt.

Man sollte kaum glauben, daß es dennoch bis auf die neueste Zeit behauptet werden konnte, der eine Welt in sich bildende, nicht durch irdisches, sondern durch himmlisches Brod genährte Menschengestalt sei nur im Körper oder sogar nur in gewissen Theilen desselben vorhanden, entstehe mit diesem und höre auch auf mit ihm. Wir müssen deshalb auch unsere obigen weiteren Fragen: Wo ist der Wohnsitz, die Werkstätte des Geistes? Und endlich: Was ist der Geist, woher kommt er, wohin geht er, wo ist seine Heimath, sein Reich? hier noch beantworten, wenn diese Antwort durch die vorhergehende Erörterung über die Geisteswerkzeuge auch sehr erleichtert ist und sich hauptsächlich auf eine kurze Widerlegung einiger irrthümlichen Ansichten darüber beschränken kann.

Es war also zunächst früher eine sehr verbreitete Ansicht, daß man bestimmte Theile des Körpers als den Wohnsitz des Geistes anzunehmen habe. Namentlich galt der Kopf und das in demselben befindliche Gehirn als der Sitz des Geistes, daneben auch wohl das Herz als der Sitz für einzelne Kräfte desselben, insbesondere für das Gefühl und die Willenskraft. Später sah man diesen Irrthum ein. Der Geist muß in mehreren Theilen unseres Körpers thätig sein. Man sagte daher: Der Geist hat seinen Sitz im ganzen Nervensystem, jenem feinen Geflecht, wovon das Gehirn im Kopfe und die Rückenmarkssäule, worauf das Gehirn ruht, den Hauptstamm bilden. Ja, der Materialismus, welcher nichts sieht, was er mit dem Mikroskop nicht wahrnehmen, für den überhaupt nichts existirt, was er vermittelst chemischer und physikalischer Experimente nicht vor

die leiblichen Sinne bringen kann, ging soweit, zu behaupten: Der Geist ist nur das Erzeugniß der Nerven, das Spiel ihrer Bewegungen, die Gedanken sind sogar chemische Präparate der irdischen Nahrungsstoffe, die man dem Magen und vermittelt dieses dem Blute und den Nerven zuführt. Nun, dann wäre es leicht und schwer, Geist und Gedanken zu erzeugen, je nach den äußeren Umständen, und wer am meisten Sorgfalt, am meisten Geld auf diese Gedankenfabrik verwenden könnte, wäre ganz nach seinem Belieben zugleich der geistreichste Mann. Jene Ansicht des Materialismus, die aber gerade durch das in dieser Beziehung Anerkennung verdienende vorurtheilsfreie und unermüdlige Vordringen der Naturwissenschaften bis an die äußerste Grenze, wo die Natur endigt und das Reich des Geistes beginnt, zugleich am besten widerlegt wird, kann man etwa vergleichen mit der gewiß ebenso sinnlosen Annahme, als sei das Spiel des Geigers, das unser Ohr entzückt, das Product der Geige, als des mit Saiten bespannten Werkzeuges, dessen sich der Künstler zum Ausdruck der innerlich in ihm lebenden Melodien bedient. Warum hören wir aber den Ton der Geige nicht mehr, wenn der Musiker sie weglegt? Die Geige kann allerdings verstimmt sein, dann kann auch der Künstler uns in dem Umfange nicht mehr entzücken wie bei völlig gestimmten Saiten. Es kann eine, es können mehrere und alle Saiten gerissen sein. Wenn sie der Künstler nicht ersetzen kann, so hört freilich auch sein Spiel auf. Die Melodien leben aber in ihm selbst nichtsdestoweniger ebenso fort wie früher. Umgekehrt, die Geige ist vollständig bezogen, auch gut gestimmt. Aber der Künstler ist krank, ist verstimmt. Dann kann er auch nicht so spielen wie in gesunden Tagen. Setze nun in diesem Vergleiche für unsere Frage, ob der Geist ein Erzeugniß der Nerven sei, statt der Geige die Nerven, statt des Musikers den Geist, so hast

du alles von selbst, auch für die Fälle, wo entweder der Geist selbst oder wo nur der Körper und namentlich das Nervensystem als des Geistes äußeres Werkzeug krank ist.

Wo ist also der Sitz und die Werkstätte des Geistes, wenn dieser nicht auf Kopf, Herz, auch nicht auf das ganze Nervensystem beschränkt und am wenigsten ein Erzeugniß des letzteren ist? Der Sitz des Geistes ist nicht in einem einzelnen etwa scheinbar bevorzugten Theile des Körpers. Er füllt vielmehr nicht nur den ganzen Körper aus, sondern er erstreckt sich auch außerhalb desselben so weit, als seine — des Geistes Werkzeuge und Kräfte, wie wir oben gesehen haben, reichen und durch die Schranken des Körpers als seiner irdischen Hülle nicht gehemmt werden. Der Geist strebt darnach, in diesem weit über die körperliche Erscheinung hinausgehenden Gebiete sich zu äußern in Wort und That, und ist als ein Centrum anzusehen, von dem aus Strahlen so weit sich erstrecken, als geistiges Auge und Willenskraft reichen, also eine Welt im Kleinen, wie der göttliche Geist das Weltall umschließt. Dieser Gesichtskreis und Wirkungskreis des Menschengeistes erweitert sich mit dessen fortschreitender Entwicklung und wird nach dem Tode sich immer mehr erweitern.

Aber trotz dieses ausgedehnten Gebietes ist der Geist oft am thätigsten in seiner Werkstatt, wenn er sich von der störenden, nach den verschiedenen Seiten des Lebens ihn in Anspruch nehmenden Außenwelt in die Einsamkeit, in sich selbst zurückzieht. Die Nerven, die Gesellen des Geistes, müssen von Zeit zu Zeit ausruhen von der Arbeit. Der Meister selbst ruht nicht, bedarf auch der Ruhe nicht. Ja, wenn die Sinne als die Organe für die äußeren Wahrnehmungen ruhen, wenn im tiefen Schlaf auch die letzten Vermittler zwischen Geist und Körper, die Nerven, sich für das neue Tagewerk erholen, dann ist der Geist frei, für sich. Dann versenkt er, von den Störungen des Körper-

Lebens nicht mehr berührt, sich in sich selbst; dann ist seine Oberfläche still wie die des einsamen Bergsees, kein Lüftchen kräuselt seinen Spiegel, in dem nur des Himmels Sterne sich widerspiegeln. Dann arbeitet er recht eigentlich in seiner auch für uns selbst geheimnißvollen Werkstatt, so daß am anderen Morgen der Gedanke, der gestern im Geräusch des Tages noch unklar vor der Seele des Künstlers, des Schriftstellers, des denkenden Menschen überhaupt schwebte, fertig dasteht, als hätte Gott ihn im Schlaf eingegeben. Dann hat auch der Geist uns ebenso unbewußt Verkehr mit anderen Geistern; er ist wieder lediglich ein Glied der Geisterwelt und schöpft an dieser Quelle die Kraft zu neuer Thätigkeit.

Von solcher stillen Thätigkeit des Geistes, von solcher unbewußten Gemeinschaft reichen dann, wenn der Mensch zu seinem Körperleben erwachen will, in einzelnen seltenen Fällen wohl mehr oder minder deutliche Bilder in dieses hinüber und bleiben dauernd, oft in Verbindung mit entscheidenden Lebensereignissen, im Bewußtsein, wogegen der Regel nach die Träume im gewöhnlichen Sinn dem Erwachen als die verworrenen und flüchtigen Bilder der Außenwelt vorausgehen. Aber die Erfahrung macht Jeder nicht selten an sich, daß am Morgen die Gedanken als die Erzeugnisse jener stillen Werkstatt leicht und wie von selbst, oft sogar überreichlich und unbeschadet der sonstigen Tagesgeschäfte sich darbieten, vermittelt der leiblichen Werkzeuge des Geistes, der durch Ruhe gestärkten Nerven äußerlich auch ebenso leicht sich darstellen lassen.

Und — die höchsten, besten Gedanken, die als die eigentlichen Lichtstrahlen des Geistes aus seiner Welt gleich Engeln vor unser geistiges Auge treten — wir Menschen müssen es in Demuth eingestehen — sind nicht unser Werk, sondern sie werden uns von derselben höheren Hand, welche uns schuf und welche aus dem großen Strome

geistigen Lebens fortwährend Andern durch das einzelne Menschenherz leitet, in stillen, heiligen Stunden — „wie im Schlaf — gegeben“. Es wurde uns gegeben, was wir im Gebet zu unserem Schöpfer vielleicht vorher erfliehen.

Das sind bei in höherem Grade religiös-erleuchteten Menschen Offenbarungen des göttlichen Geistes, deren schriftliche Beurkundung, wenn sie im Plane der Vorsehung liegt, nicht weniger jene höhere Hand veranstaltet. So war es bei den heiligen Schriftstellern. So war es bei Christo selbst, wenn er, an Leiblicher Speise nur soviel zu sich nehmend als zur Erhaltung des Lebens nöthig war, in die Einsamkeit der „Wüste“ sich zurückzog und, im Gebet zu Gott für sein großes Werk sich vorbereitend, die geistige Nahrung aus Engels Händen verabreicht bekam.

So erklärt es sich aber ferner, daß, namentlich in Zeiten einer rascheren geistigen Strömung, die neuen Entwicklungen in der Geschichte der Menschheit voranzugehen pflegen, Menschen in den größten Entfernungen und unter den verschiedensten Verhältnissen ohne alle äußere Mittheilung von demselben Gedanken mächtig ergriffen werden. Sie sind nur Glieder einer und derselben unsichtbaren Kette, welche ein höherer Wille gleich dem Strahle des Blitzes durchzuckt.

Gott offenbarte sich nach der heiligen Schrift den frommen Männern des alten Bundes mannigfach in Gefühlen und Träumen. Aber nie erschienen seine Boten so häufig wie zu der Zeit, wo von der Krippe zu Bethlehem aus ein neues Licht sich über die Erde verbreiten sollte und derselbe Gedanke, welcher dort in Engelsgestalt Nachts vor die Seele der Hirten trat, den Weisen des fernen Morgenlandes als ein heller Stern voranleuchtete. —

Der Bruder des Schlafes und Traumes in diesem Sinne ist der Tod. Mit ihm entschläft der menschliche

Geist, von der irdischen Hülle sich lösend, um zu einem neuen, höheren Leben in seinem Reiche zu erwachen, um nach dem irdischen Tagwerk „in Gott zu ruhen“. —

Nunmehr können wir an die Frage: Was ist der Geist? wohl ohne alle früheren Zweifel und scheinbaren Widersprüche herantreten. Sie lösen sich von selbst wie der Morgennebel vor dem durchdringenden Sonnenstrahl sich zertheilt. Es ist alles klar. Der Geist ist das eigentliche Wesen des Menschen, das in seiner Untheilbarkeit Dauernde, wenn auch für die Sinne nicht Wahrnehmbare, das den Körper, wenn dieser in seine ursprünglichen Theile aufgelöst wird, Ueberdauernde, dann für die Sinne ebensowenig Wahrnehmbare, nichtsdestoweniger aber als Wesen Vorhandene. —

Woher kommt aber der Geist? Wohin geht er wiederum nach dem Ende seiner irdischen Erscheinung? Der in Staub zerfallende Körper als ein Theil der Erde gehört dieser an. Des Geistes Heimath ist nicht die Erde. Wo ist sie?

Diese verschiedenen Fragen lassen sich, wenn wir erst den Geist als das dauernde Wesen erkannt, ihn dem Körper, der Erde gegenüber in sein volles Recht eingesetzt haben, ebenfalls ohne Schwierigkeit beantworten. Gott schuf die Welt im Geiste fertig von Anfang bis zu Ende. Mit seinem Allmachtswort: „Es werde“ stand diese Geisteswelt da. Sie versinnlicht sich aber, sie stellt sich körperlich dar in Raum und Zeit, innerhalb deren jenes Wort zu Werken des Schöpfers sich nach bestimmten, von ihm vorgeschriebenen Gesetzen entfaltet. So ist es in der natürlichen Welt zugegangen, wie wir früher sahen. So ist es auch in der geistigen Welt. Wenn wir also von einem Menschenleben sprechen als dem Eintreten eines von Gott erschaffenen Geistes in Raum und Zeit, so ist dies zu vergleichen einem Schauspiel, das uns auf der Bühne vor-

gestellt wird. Die Schauspieler sind vor Beginn des Stückes da und nicht weniger nachher. Aber wir sehen sie nur während der Dauer des Stückes thätig. Aehnlich im Menschenleben, nur mit dem Unterschiede, daß wir auf diesem großen Welttheater Schauspieler und Zuschauer zugleich sind.

Der Mensch tritt auf die Bühne des Lebens mit der Geburt oder vielmehr mit der Erzeugung. Dann gelangt als ein von Gott erschaffener, bis dahin gleich dem natürlichen Embryo im Schooße der Geisteswelt allmählich vom Schlummer zum Erwachen fortschreitender Keim der Geist in die körperliche Erscheinung, der zu seiner Entfaltung, zur Darstellung des unbewußt in ihm ruhenden Bildes nach Gottes Rathschluß das Erdenleben in kürzerer oder längerer Dauer durchwandern soll, um für ein höheres Geistesleben entwickelt, geprüft und geläutert zu werden. Den ersten irdischen Stoff geben allerdings die leiblichen Eltern, den Geist aber giebt auf geheimnißvolle Weise Gott, wie beim ersten Menschen, so noch immer. Kinder als solche geistige Keime sind Geschenke Gottes, die er der Fürsorge und Erziehung der Eltern anvertrauet. Die körperliche, in einem Geschlechte oft nach Jahrhunderten wieder hervortretende Aehnlichkeit, das Blut, d. i. die sinnliche und gemüthliche Anlage des Menschen, die guten und schlechten Eigenschaften des Herzens, als jener recht eigentlich menschliche Theil in ihm, wo Geist und Natur sich berühren, wo ersterer nach der Seite des Gefühls von außen seine Eindrücke und Anregungen bekommt und wo er andererseits vermöge der Willenskraft auf ethischem Gebiete in stets erneuertem Kampfe seine Siege und endlich seine Siegeskrone sich erringen soll, wird daher bei dem Kinde meistens von den Eltern ererbt sein, wenn nicht, wie das noch öfter der Fall, die Natur auch hier abwechselt und z. B. den Enkel den Großeltern ähnlich an äußerer Gestalt und Gesichtszügen, an Gemüthsart und Neigungen bildet.

Auch der Geist, als von Gott erschaffen, kann möglicherweise dem der Eltern oder Voreltern verwandt sein. Ebenso oft ist dies aber nicht der Fall, der Geist daher in jedem Kinde, so viel ihrer die Eltern auch haben mögen, etwas für sich Bestehendes, ganz in der Weise noch nicht Dagewesenes, ähnlich also wie in der Natur bei aller scheinbaren Gleichheit der einzelnen Individuen einer Gattung die größte Mannigfaltigkeit innerhalb der Gattung und der natürlichen Gesetze vorkommt. Deswegen sagt man auch wohl: das Kind gleicht dem Vater, der Mutter, Beiden. Aber man setzt hinzu oder sollte wenigstens hinzufügen: das Kind hat doch noch etwas Eigenes im Ausdruck seines Gesichts. Das ist eben der eigene, untheilbare Geist, welchen das Kind nach und nach zugleich mit seiner leiblichen Entwicklung zur Erscheinung bringen soll.

Es ist deshalb auch dem einzelnen Geiste als einem selbstständigen Gliede der Geisteswelt nichts so sehr Bedürfniß als freie Entwicklung. Der Geist muß der körperlichen Umgebung gegenüber zu der vollständigen Geltung seines individuellen Wesens gelangen, und es ist daher nichts verwerflicher, als die Störung dieses geistigen Entwicklungsprozesses, die Beschränkung der Freiheit des einzelnen Geistes innerhalb der Gesetze des geistigen Reiches. Erst wenn der Geist im Laufe dieser Entwicklung nach den ersten unsicheren Versuchen des Kindes, auf seinen Füßen zu stehen, nach der stürmenden Eile des jugendlichen, nach den gemesseneren Schritten des gereifteren Alters auf die Spitze des Selbstbewußtseins gelangt ist, erkennt er völlig sein eigenes Wesen und damit zugleich nach den verschiedenen Seiten menschlicher Bande und Verhältnisse hin seine Bedeutung als berechtigtes, aber noch mehr als dienendes Glied einer großen Kette gleichartiger Wesen, so daß also das volle Selbstbewußtsein in dem Menschen zugleich die Aufhebung seiner Selbstsucht in

sich enthalten soll. Er lernt die Eigenschaften anderer dieser Glieder um so mehr schätzen, weil sie vielleicht seinem eigenen Geiste fehlen. Er sieht ein, daß wir nicht alle gleich sein können, daß wir aber, dem Geiste nach sämmtlich Gott angehörig, als Gottes Kinder und ein Geschlecht von Brüdern uns gegenseitig ergänzen, mit unseren nach dem Maße und nach der Verschiedenheit dieser gleich treuen Haushaltern einander dienen und aushelfen sollen. So ist es eine nicht seltene Erscheinung, daß selbst hochbegabte Geister, die gleichzeitig in das Erdenleben eintreten, sich dennoch in dieser Art ergänzen, wie z. B. das Brüderpaar Alexander und Wilhelm von Humboldt, die gleichzeitigen Dichter Goethe und Schiller, die beiden großen Reformatoren der Kirche Luther und Melancthon, gleich als wollte die Vorsehung damit andeuten, in einen so viel geistige Begabung gelegt, wäre für einen Menscheng Geist zuviel und dessen Aufgabe nicht entsprechend gewesen. So ergänzen sich in viel allgemeinerer Art Geister in der irdischen Erscheinung des männlichen einer- und des weiblichen Geschlechtes andererseits nach den verschiedenen Kräften des Geistes. Ein männlicher Verstand und Wille und das Gefühl und die Phantasie des Weibes bilden oft Hälften des ganzen Geistes.

Erst dann nun aber, wenn der Geist des einzelnen Menschen so sich selbst und die übrigen Glieder der Kette recht erkennt, dann sind auch die Gesetze des Geistes, jene in ihm ruhenden ewigen Ideen des Wahren, Schönen und Edlen für ihn der Schwer- und Mittelpunkt seines Erdenlebens geworden, dann ist der Geist vollständig zu zu seinem Leben erwacht und gestaltet dieses nun fortschreitend nach einem solchen Vorbilde, das uns Christen in der erhabenen Gestalt des Heilandes selbst gegeben ist, der dann statt unserer in uns lebt. Der Mensch erkennt nun seine Heimath nach diesem Erdenleben, vor demselben.

Er verknüpft Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Theile zum zusammenhängenden Ganzen, als Abschnitte einer Kreislinie. Er fühlt, er begreift, zu diesem neuen Leben geboren, in dem sein früheres von Stufe zu Stufe sich reinigt und seine Selbstsucht erstirbt, die Ewigkeit seines eigenen Geistes als eines Ausflusses des göttlichen Geistes, dessen Bild im Menschengeniste sich spiegelt gleich dem Sonnenbilde im Thautropfen. Er erkennt, von neuem Gottes Kind geworden und nun die Liebe zu Gott und dem Nächsten als seine Lebensaufgabe betrachtend, daß der Tod nur die Rückkehr des Geistes, nur seine Lösung, seine Befreiung von den Schranken der irdischen Erscheinung ist, die als ein gröberer Stoff dem Geiste zu seiner Läuterung beigemischt wurde, wie der „Zuschlag“ dem Metall-erze, wenn es im Schmelzofen von der Schlacke gereinigt werden soll. Dann ist aber auch zugleich der Friede, die Ruhe in den stillen See des Geistes eingetreten, den die Stürme des Lebens wohl auf Augenblicke bewegen, aber dessen Spiegel sie nie für lange Zeit trüben können. Die heitere Ruhe des Geistes am Lebensabende, die nach Mühe und Arbeit, nach Sorgen und Kämpfen über Freud' und Leid des Lebens sich erhebt, ist die Vorempfindung künftiger Seligkeit. —

Wie ist es aber, wird man einwendend fragen, mit der Erscheinung, daß bei körperlicher Krankheit auch nicht selten der Geist getrübt ist und daß ferner mit der im Alter abnehmenden Körperkraft auch oft die Geisteskräfte abnehmen oder wenigstens abzunehmen scheinen? Bei Krankheit des Körpers beruht alles darauf, daß die Natur und der ihr zu Hülfe kommende Arzt in Anwendung des die ganze ärztliche Wissenschaft kurz in sich fassenden Satzes: „In aequilibrio sanitas“ das Gleichgewicht zwischen dem Geiste und dem Körper als seinem äußeren Gefäße herzustellen sucht. Wir Menschen haben freilich insgesamt

eine Krankheit, gegen welche die Hülfe des Arztes sich unwirksam erweist, daß wir nämlich, wie der Körper sich in der Jugend entwickelt und dann im Mannesalter eine Zeitlang in seinem Zustande beharrt, nach denselben natürlichen Gesetzen auch wiederum der allmählichen Abnahme der Körperkraft anheimgegeben sind, von welchem Auflösungsproceß wir den letzten Augenblick, wo der Geist seine irdische Hülle ganz abstreift, den Tod zu nennen pflegen, obgleich wir bereits von jenem ersten Wendepunkte an täglich sterben. Wie wäre es denn da nun? fragen wir unsererseits auf jenen obigen Einwand, müßte nicht nothwendig und regelmäßig der Geist mit dem allmählich schwindenden Körper auch abnehmen, wenn er nur ein Product des letzteren wäre, die Sache sich also nicht so verhielte, wie wir es nach dem ganzen Gange dieser Untersuchung haben annehmen müssen? Eine solche regelmäßige Abnahme der Geisteskräfte mit dem Alter bestätigt aber die Erfahrung keinesweges. Umgekehrt wächst, während der Körper an Kräften verliert, der Geist meistens an Reife des Urtheils. Der geistige Blick scharft sich, wenn das leibliche Auge schwächer wird. Das innere Geistesleben beginnt oft erst recht, wenn das äußere Erdenleben weniger störend ablenkt. Manchmal scheint freilich das Gegentheil der Fall zu sein. Der Greis wird wieder zum Kinde. Der Geist ist dann aber in Ahnung und Rück Erinnerung über Jugendzeit und Kindheit hinaus heimwärts schon seiner Welt zugewandt und darum in der irdischen Welt ebenso wieder Fremdling geworden wie das Kind, welches sich aus seiner Heimath in der hiesigen Welt auch erst nach und nach zurecht finden muß.

Endlich wird man auch noch sagen: Wie verschieden ist aber die Lebensdauer der einzelnen Menschen. Ein großer Theil der geborenen Kinder stirbt ja, ehe er die erste Morgenröthe des Selbstbewußtseins erblickt, geschweige jene

Spitze des Lebens erklimmt. Ja, können wir aber nicht umgekehrt den Geist glücklich preisen, der bald in seine Heimath zurückkehrt, ohne erst durch alle Schmerzen und Prüfungen des Erdenlebens hindurchgehen zu müssen. Jene Engelseelen bedurften wahrscheinlich der Läuterung nicht mehr. Sie traten hier nur für kurze Zeit auf und verließen bald ihre irdische Hülle, um als Genien Andere durch's Leben zu geleiten und ihnen den Abschied zu versüßen. Und was ist überhaupt vor dem Maßstabe der Ewigkeit ein ganzes Menschenleben, selbst in seiner höchsten Dauer? ein Gedanke Gottes. Ja, die ganze Menschheitsgeschichte ist ein Gedankenfaden am Gewebe seiner Weltgeschichte. Denn unsere Erde ist nur ein verschwindend kleiner Theil des Weltgebäudes, und unsere Weltgeschichte nur ein ebenso kleiner Theil vom Reiche des Geistes, worin Gott der Herrscher ist. — —

Wir wollen in einem späteren Vortrage über jene vermeintliche Kluft zwischen dem Reiche der Natur und dem des Geistes, die wir als Tod bezeichnen, so weit es unserem geistigen Auge schon hier gestattet ist, einen Blick in jenes scheinbar völlig verschlossene, unermessliche Reich selbst werfen und in ihm und in unserem eigenen Geiste als einem Gliede desselben die ewigen Gesetze des Geistes kennen lernen, die ebenso groß und unwandelbar sind, wie die natürlichen Gesetze, wonach Welten um Welten kreisen. Wir wollen diese sittliche Weltordnung und die Gliederung der Geister unter einem höchsten Geiste als Schöpfer und Lenker uns aus der natürlichen Weltordnung als dem Abbilde dieser Geisteswelt, im Verhältniß zu der „alles Vergängliche nur Gleichniß“ ist, zu veranschaulichen und endlich zu zeigen suchen, daß die Bücher der Natur und des Geistes mit dem Buche der Bücher, wenn es im Geiste verstanden wird, vollkommen übereinstimmen.

Dazu ist es aber nöthig, daß wir vorher in einem besonderen Vortrage die Sternenschrift über unserm Haupte, in der mit großen, unauslöschlichen Zügen der Schöpfer selbst seinen erhabenen Namen für uns Menschen aufgezeichnet hat, verstehen, das Weltgebäude in seiner Unendlichkeit, Ordnung und Mannigfaltigkeit kennen lernen. Erst dann wird unser Geist, von den beengenden Schranken des Raumes und der Zeit möglichst befreit, im Stande sein, mit klarerem und ruhigerem Blicke in sein eigenes Reich einzutreten.



